

ons stad

Nr 59 1998



Europa

EGKS, EWG, EG, EU: Diese vier Kürzel stehen für inzwischen fast ein halbes Jahrhundert alte Bestrebungen, einen kriegesischen Kontinent in eine friedliche Völkergemeinschaft zu verwandeln. „Nie wieder Krieg“ - für die Angehörigen der insgesamt 50 Millionen Toten, für all die Menschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg aus den Trümmern der zerbombten Städte wieder in ein normales Leben zurückfinden mußten, war dies alles andere als bloß eine leere Parole.

Man mag über europäische Politik, über Subventionen, Gipfeltreffen, über Bürokraten und Eurokraten denken, was man will. Aber eines ist sicher: Die europäische Idee, der Traum von einem vereinten Europa ist inzwischen schon sehr weit gediehen. Die meisten Völker dieses alten Kontinents, die sich jahrhundertlang blutige Schlachten lieferten, haben inzwischen gelernt, friedlich und sachlich miteinander umzugehen und im Notfall auch gegen einen Gegner von außen solidarisch zusammenzustehen. Das ist ein großer zivilisatorischer Fortschritt.

Diese *Ons Stad*-Nummer handelt von einem Stadtviertel, das wie kein anderes mit Europa identifiziert wird: dem Kirchberg. Dort, im östlichen Teil der Stadt, wo während Jahrhunderten längs eines alten Römerweges Äcker und Felder bewirtschaftet wurden, entstand anfangs der sechziger Jahre, nach einem gewaltigen Brückenschlag über das Tal der Alzette, eine neue, fremde Welt, die uns mit der Zeit aber immer vertrauter wurde.

Denn Europa nimmt immer realere Züge an, zumal im Alltagsleben. Und in wenigen Tagen, wenn der Euro kommt, beginnt mit der Währungsunion eine neue Etappe.

r.cl.



15.5.1964:
Richtfest am „Héichhaus“

Théo Mey
(Photothèque de la Ville de Luxembourg)



*La Ville de Luxembourg
vous souhaite un joyeux Noël
et une bonne et heureuse Année 1999*

*E schéine Chrëschttag
an e glécklecht Neit Joer*

*Frohe Weihnachten
und ein glückliches Neues Jahr*

*Auguri per un buon Natale
e felice Anno Nuovo*

Feliz Natal e bom Ano Novo

Merry Christmas and a happy New Year

2

Europa soll leben

„So sah die Mehrheit der Bevölkerung mit einer Mischung aus bodenständigem Mißtrauen und Neugierde, wie auf einem menschenleeren Plateau, das bisher vor allem landwirtschaftlich genutzt worden war, in wenigen Jahren eine neue und fremde Welt entstand. Fast gleichzeitig mit dem Bau der roten Europabrücke wuchs auf der Anhöhe gleich gegenüber den Drei Eichen ein hypermodernes Hochhaus mit schier megalomanischen Ausmaßen in die Höhe: schwindelerregende 22 Etagen hoch war dieser neue Turmbau zu Babel.“ Ein Beitrag von René Clesse.



8

Vom Römerweg zum Stadtboulevard

„Baudichten, Erschließung, Freiflächen, Infrastruktureinrichtungen: dies sind die gängigen, aber auch berechenbaren Parameter der Stadtplanung. Aber wie steht es um die Menschen, die hier wohnen und arbeiten sollen? Was muß der neue Stadtteil bieten können, damit die Leute hierher ziehen, damit sie sich wohl fühlen? Kirchberg ist eine Retortenstadt, sie ist aus dem Nichts entstanden, ausschließlich auf dem Reißbrett geplant. Die Menschen, die hierher ziehen, sind Neulinge, sozusagen Pioniere, die versuchen, sich die Umgebung anzueignen, sich mit dem Ort zu identifizieren.“ Ein urbanistischer Exkurs von Pierre Kieffer.



16

Vun Eechelen a Kalbassen

„Dem Pir bleibt de Mond opstoen, mä de Jos explizéiert sech: 'Wusst du, datt ech vum Ale Kiirchberg gebierteg sin, an datt mä Papp hei um Plateau séng Kabesheeder gezillt huet; ongeféier do, wou haut de Justizpalais ze raschte steet? Ajo, ech sin e Bauerejong, mäi Jong! A wéi s de gesäis, hun déi dommste Baueren nêr nëmmen déi déckste Kabeskäpp, mä och Jongen, deenen um Enn déi Kabeskäpp rofgeschnidde gin.'“ Eng Story vum Josy Braun.

18

Spaziergang zum Kirchberger Plateau

Ein „Abreißkalender“ von Batty Weber aus dem Jahre 1932.



19

Si le Fort Charles nous était conté...

„Le numéro 59 de *Ons Stad* vous entretiendra du Kirchberg, non seulement du village de ce nom, mais aussi des quartiers dépendants du Fonds d'Urbanisation et d'Aménagement. En ce qui concerne ce plateau, il a encore paru utile d'en montrer l'accès le plus usité qui relie le rond-point Robert Schuman au pont Grande-Duchesse Charlotte, tout en traversant le domaine de l'ancien Fort Charles.“ Une documentation de Henri Beck.



25

Den ale Kiirchberg: Ein Ort mit ländlichen Wesenszügen

Eine lokalhistorische Retrospektive von Joseph Sinner.



32

Das Künstlerehepaar Anne und Pit Weyer und das Theater in Luxemburg

Ein Porträt von Ben Fayot

36

Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Eine Serie von Henri Beck

37

Trésors du Musée J.-P. Pescatore

par Georgette Bisdorff



29

Stater Chronik

- * Zum Gedenken: Emile Krieps und Dr. Guy Mandres †
- * Der Präsident der Republik Indien auf Staatsvisite in Luxemburg
- * Rollingergrund: Erinnerungstafel an die *Siweburen*
- * 30 Jahre Stadtbibliothek

Ons Stad Nr 59 • décembre 1998

Périodique édité par l'administration communale de la Ville de Luxembourg paraissant 3 fois par an

Conception générale: Henri Beck
Coordination: René Clesse
Photos: Guy Hoffmann, Imedia, Marcel Schroeder
© Photothèque de la Ville de Luxembourg (B. Fischer, D. Kuhn, Th. Mey, Ed. Kutter, F. Buny, R. Faber, J.-P. Fiedler, R. Schaefer)
Layout: Dieter Wagner
Photocomposition: Joseph Beffort S.A., Helfent-Bertrange
Imprimé sur les presses de l'Imprimerie St-Paul S.A., Luxembourg

Tirage: 42.000 exemplaires
distribution gratuite à tous les ménages de la Ville de Luxembourg
La revue ne peut être vendue.

I-VIII**pages intercalées:****Ons Stad Info**

- * Droit de vote des ressortissants UE - Chronologie et chiffres
- * Parents et Ecole
- * Subventions d'hiver
- * Bibliothèque municipale - nouvelles acquisitions

Europa soll leben

Kirchberg: Das Ende einer Geisterstadt



Das Jahr 1963 hatte für das Großherzogtum gleich doppelten Symbolcharakter. Damals konnten die Luxemburger auf eine inzwischen tausendjährige Geschichte zurückblicken seit der Gründung jenes Kastells, das Stadt und Land den Namen gegeben hatte; ein runder Geburtstag, der natürlich gebührend gefeiert wurde. Gleichzeitig wollte es der Zufall, daß die Stadt Luxemburg, die sich erst nach der Schleifung der Festungsanlagen in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zu einer blühenden Metropole hatte entwickeln können, just in jenem Jahr einen weiteren Riesenschritt nach vorne wagte. Mit einem gewaltigen Brückenschlag über das Tal der Alzette nach Osten hin wurde mittels modernster Technik vom Limpertsberg aus das mehrere Quadratkilometer große Kirchberger Plateau für den Urbanismus erschlossen. Der 355 Meter lange und 75 Meter hohe Pont Grande-Duchesse Charlotte, im Volksmund „d'Rout Bréck“, symbolisierte durch seine monumentale stählerne Architektur den radikalen Sprung in eine neue Zeit. In Luxemburg hatte plötzlich die Zukunft begonnen.

Land und Leute, von Natur aus bodenständig und solch drastischen Quantensprüngen abhold, reagierten eher mißtrauisch und feindselig. Was hieß das schon, Europa? Was da auf Kirchberg entstand, das war nicht mehr ihre gewohnte Welt, mentalitätsmäßig nicht und architektonisch schon gar nicht. „Do uewen um Kiirchberg setzen déi vun der CECA an doen sech de Gudden un, mat eise Steiergelder.“ Das neue Europaviertel, das ja eigentlich völkerverbindend sein sollte, wurde von den Einheimischen anfangs eher wie eine neue, fremde und überaus privilegierte Besatzungsmacht erlebt.

Zoom auf das Hochhaus:
die oberwelt
oder das wolkenkuckucksheim
der politischen funktionäre
europas kleinherz
das die wolken
kratzen möchte

Roger Manderscheid
(aus dem Drehbuch des 1973 im dritten deutschen Programm
gesendeten Fernsehfilms *Stille Tage in Luxemburg*)

Im kleinen Luxemburg, so erzählen unsere Staatsmänner seit unserer Unabhängigkeit, also seit über 150 Jahren, gerne auf internationalen Tagungen, sei die europäische Integration schon lange quasi Tradition. Denn erstens liege das Großherzogtum ganz genau am Schnittpunkt der germanischen und gallischen Zivilisationen, und zweitens hätten die zahlreichen Besatzungsmächte im Lauf der Jahrhunderte dafür gesorgt, daß die Luxemburger sich die Stärke der Schwachen zu eigen gemacht haben, die darin besteht, mit fremden Gästen in Frieden zusammenzuleben.

Und wenn dann immer noch der eine oder andere Diplomat die Stirn in skeptische Falten legt, dann zieht die großherzogliche Delegation ihre Trumpfkarte aus dem Ärmel: Schließlich habe der Urvater Europas, der Pionier der Europäischen Gemeinschaft, Robert Schuman, wohl nicht zufällig in der Unterstadt Clausen das Licht der Welt erblickt, und seine Jugendjahre, die er im dreisprachigen Luxemburg verbrachte, hätten maßgeblich dazu beigetragen, daß Schuman schon bald die Notwendigkeit der deutsch-französischen Versöhnung erkannt und diese dank der ersten *Communauté Européenne du Charbon et de l'Acier* (CECA), deren Amtssitz Luxemburg war, vorangetrieben habe.

In der Tat: Bereits im Jahre 1952 wurde Luxemburg zur ersten europäischen Hauptstadt mit allen wichtigen Organen der CECA, die damals noch über das ganze Stadtgebiet verteilt waren.

Wie es dazu gekommen war, das schildert Jean Monnet, ein anderer Gründervater, in seinen Memoiren wie folgt:

„Je n'avais pas de préférence pour tel ou tel lieu en Europe, l'important était que ce lieu fût le siège unique de toutes les institutions à créer. Mais en juillet 1952, chacun avait sa ville candidate. (...) La course à la capitale reprit, pour ne s'arrêter qu'au bénéfice de la lassitude. (...) Alors on entendit la voix de Bech (ministre luxembourgeois des affaires étrangères), qui semblait jusque-là somnoler: «Je propose que le travail commence aussitôt à Luxembourg, cela nous donnera le temps de réfléchir à la suite». Tout le monde fut soulagé, et c'est ainsi que la CECA eut son siège «précaire» dans une petite ville qui est devenu un carrefour de l'Europe.“



◀ Europas Gründerväter

Fremdenfeindlich sind sie wahrlich nicht, die Luxemburger. Belgier, Franzosen, Italiener und zahlreiche andere Nationalitäten stellten zusammen mit den Einheimischen die vielen Tausend Arbeitskräfte in der Stahlindustrie, die um die Jahrhundertwende den kargen Agrarstaat total umkremelte und vor allem im Süden des Landes für ein buntes Völkergemisch sorgte. Und auch die Nachkriegsjahre waren alles andere als xenophob, nicht zuletzt dank der Erinnerung an die amerikanischen Soldaten, die das Land von den Nazis befreit und besonders in der Hauptstadt ein ganz neues, optimistisches Lebensgefühl mit den Maximen Fortschritt und Freiheit hinterlassen hatten.

Dennoch: Was da anfangs der sechziger Jahre auf dem Kirchberger Plateau in die Höhe wuchs, das war etwas radikal Neues und völlig Ungewohntes.

Als der *Fonds d'Urbanisation et d'Aménagement du Plateau du Kirchberg* im August 1961 gegründet wurde, gab es noch keine Massenmedien wie heute und noch nicht einmal ein eigenes luxemburgisches Fernsehprogramm, das den Einheimischen die europäische Idee hätte vermitteln können.

So sah die Mehrheit der Bevölkerung mit einer Mischung aus bodenständigem Mißtrauen und Neugierde, wie auf einem menschenleeren Plateau, das bisher vor allem landwirtschaftlich genutzt worden war, in wenigen Jahren eine neue und fremde Welt entstand. Fast gleichzeitig mit dem Bau der roten Europabrücke wuchs auf der Anhöhe gleich gegenüber den Drei Eichen ein hypermodernes Hochhaus mit schier megalomanischen Ausmaßen in die Höhe: Schwindelerregende 22 Etagen hoch war dieser neue Turmbau zu Babel – im Volksmund bis heute *d'Héichhaus* –, der das Generalsekretariat der Gemeinschaft beheimaten und tausend Funktionäre aufnehmen sollte. Zusammen mit dem daran anschließenden Robert-Schuman-



Gebäude wurde das *Héichhaus* 1964 fertiggestellt, und wie eine fremde Festung ragte es gleich neben der neuen Autobahn, die den Grünewald noch nicht erreicht hatte, auf dem sonst noch leeren Plateau in den Himmel. Fünfzehn Jahre später wurde dieser Gebäudekomplex dann noch durch das anfangs als Tagungsort für das Europaparlament geplante Konferenzzentrum – im Volksmund *de klenge Kueb* – ergänzt, dessen terrassenförmig konzipierte Stockwerke dem Hang nach Clausen hinunter angepaßt wurden.

Die Urbanisierung

Menschen und Material, Planiermaschinen und Baukräne für die Arbeiten am *Héichhaus* hatten noch über die alte Straße nach Weimershof Zugang zu der ersten riesigen Baustelle des neuen Europaviertels gefunden, die ja strenggenommen nicht auf dem Kirchberger Plateau gelegen war, sondern auf einer seitlichen Anhöhe. Die Urbanisierung des fast vier Quadratkilometer großen Plateaus konnte somit erst richtig beginnen, nachdem mit der Fertig-

stellung der *Rout Bréck* eine direkte Verbindung mit dem Stadtzentrum geschaffen worden war.

Was Wunder, daß der damalige Zeitgeist, der ganz auf den *american way of life* und somit auf das Automobil ausgerichtet war – man denke nur an den Vago-Plan – auch bei der baulichen Erschließung des Kirchbergs Pate stand: Hinter der Europabrücke begann großzügigerweise gleich der als Stadtautobahn konzipierte, schnurgerade Boulevard John F. Kennedy, und rechts und links davon wuchs dann blockweise und nach dem das Bauland nur so verschlingenden Inselprinzip Büroturm um Büroturm in die Höhe.

In den sechziger und in den siebziger Jahren ging die Urbanisierung der Europastadt eher zögerlich vonstatten. Großbaustellen waren das Jean-Monnet-Gebäude für insgesamt 1.100 Funktionäre der Europäischen Kommission, der Europäische Gerichtshof, die Europäische Investitionsbank und der Rechnungshof. Nachdem auch die Europaschule anfangs der siebziger Jahre vom Limpertsberg in ihre funktionalen Gebäulichkeiten – für insgesamt 2.500 Schüler – am neu erschlossenen Boulevard Konrad Adenauer umgezogen war, befanden sich nun sämtliche europäischen Institutionen – außer dem noch immer in der Innenstadt gelegenen *Office des Publications Eur-OP*, auf dem Kirchberger Plateau.

Luxemburgs neues Image als moderne Metropole brachte es mit sich, daß die Baubranche in der Mitte der siebziger Jahre boomte wie nie zuvor. Immer mehr internationale Banken, Holding- und Versicherungsgesellschaften ließen sich am hiesigen Finanzplatz nieder, und schon bald konnten die Oberstadt und vor allem der Boulevard Royal mit ihren begrenzten Kapazitäten der Nachfrage nicht mehr entsprechen.

Was lag näher, als die neuen Unternehmen auf Kirchberg anzusiedeln, zumal das Bauland dort noch billig und Grund und Boden mehr als reichlich vorhanden waren?

Das Jean-Monnet-Gebäude

imedia





[illegible][illegible][illegible][illegible][illegible]

*„Und so werden möglicherweise
schon in wenigen Jahren
Autofahrer, Radler und
Spaziergänger über die Rote Brücke
nicht mehr in einen nur Insidern
vertrauten Irrgarten gelangen,
sondern in ein ganz normales,
freundliches Stadtviertel.“*



Einige in- und ausländische Firmen waren ohnehin schon längst mit dem guten Beispiel vorangegangen, so ein Garagenbetrieb, eine bekannte Hotelkette und natürlich die *Foire Internationale*, die ihre riesigen neuen Messehallen 1973 im heutigen *Quartier Grünewald* hochzog, wo sie dann einige Jahre mutterseelenallein auf weiter Flur standen, etwa bis 1976, als mit der Neubausiedlung *Domaine du Kiem* das erste Wohnviertel auf dem Plateau errichtet wurde.

In den achtziger Jahren begann vor allem das mittlere *Parc*-Viertel Gestalt anzunehmen: Gegenüber der Europaschule – an der im Augenblick umfangreiche Ausbauarbeiten durchgeführt werden – entstand das moderne *Institut Supérieur de Technologie*, und gleich daneben wurde das *Centre Polyvalent de la Petite Enfance* geschaffen, so daß dieser Teil des Kirchbergs so etwas wie ein großer Schulcampus wurde. In diesen Rahmen fügte sich denn auch bestens das architektonisch interessante und in Form einer riesigen Muschel konzipierte Olympische Schwimmbad, das nach seiner Fertigstellung (1982) endlich dafür sorgte, daß nicht nur Europabeamte und Schüler, sondern auch sportbegeisterte Besucher von nah und fern den Weg nach Kirchberg fanden. Das künftige nationale Sport- und Kulturzentrum, dessen Bauarbeiten bereits begonnen haben, wird übrigens räumlich direkt an das Schwimmbad angrenzen, und die neuen Gebäulichkeiten werden auch architektonisch mit den alten eine Einheit bilden.

Eine Geisterstadt wird zum Leben erweckt

In den fünfunddreißig Jahren, die seit dem Bau der Europabrücke vergangen sind, ist sehr vieles anders geworden. Die Zeiten der blinden Fortschrittsgläubigkeit, in denen die Stadtplaner und Architekten in Jahrhunderten gewachsene urbane Strukturen zerstörten, um sie durch eine wie auch immer geartete rechtwinklige Modernität zu ersetzen, sind endgültig vorbei. Die Menschen sind nachdenklicher geworden, Begriffe wie Umwelt, Lebensqualität und Natur sind keine leeren Worte mehr. Die Urbanisten haben sich plötzlich wieder auf die Bauschicht der traditionellen europäischen Städte besonnen und entsetzt festgestellt, was in wenigen Jahrzehnten angerichtet wurde.

Seit einigen Jahren hat die Schadensbegrenzung begonnen, sowohl in unseren Nachbarländern als auch in Luxemburg. Wer plötzlich einen anderen Blick hat, der sieht auch die Dinge anders. Die seelenlosen Bauklötze, die schnurgeraden, menschenleeren und nur für Autos gebauten Straßen wirken plötzlich sehr deprimierend. Von *Zoning* und von einsamen Inselbauten in einer tristen Betonwüste mag plötzlich niemand mehr etwas wissen. Angesagt ist vielmehr wieder das bewährte urbane Konzept der

klassischen europäischen Stadt, mit gut durchmischten Vierteln, in denen man gleichzeitig wohnen, flanieren und arbeiten kann.

Seit einigen Jahren wird auch beim *Fonds d'Urbanisation du Plateau du Kirchberg* radikal in eine andere Richtung als bisher geplant (siehe dazu den Beitrag des Urbanisten Pierre Kieffer auf den Seiten 8-15).

Die Verstädterung, die vor zwei Jahren mit dem Großkaufhaus *Auchan* und mit dem Multiplex-Kino *Utopolis* begann und inzwischen bewirkt hat, daß der Kirchberg abends nach Büroschluß und an den Wochenenden kein ödes Geisterviertel mehr ist, soll konsequent weitergetrieben werden. Und so werden möglicherweise schon in wenigen Jahren Autofahrer, Radler und

Spaziergänger über die Rote Brücke nicht mehr in einen nur Insidern vertrauten Irrgarten gelangen, sondern in ein ganz normales, freundliches Stadtviertel. Und das Wort Europa wird endlich das ausdrücken, was seine Begründer von Anfang an damit im Sinn hatten. Nämlich Gemeinschaft, oder besser: Gemeinsamkeit.

René Clesse



Guy Hoffmann



Batty Fischer (Photothèque de la Ville de Luxembourg)

Vom Römerweg

Erst seit zwei Jahren fangen die Stadtbewohner an, das Kirchbergplateau als neuen Stadtteil wahrzunehmen, ja zu entdecken. Es gab zwar hier schon etwa 10.000 Arbeitsplätze, mehrere Schulen mit einigen tausend Schülern und Studenten und ein Wohnviertel mit weit über 1.000 Bewohnern, aber bei der schnellen Fahrt über die Avenue Kennedy wurde man all dessen nur flüchtig gewahr. Das Viertel hatte bis jetzt wenig zu bieten: die gelegentliche Fahrt zum Schwimmbad, der Besuch der Frühjahrs- oder Herbstmesse, allenfalls noch, und zwar nur sonntags, ein Essen im Hochhaus; aber damit ist schon weitgehend aufgezählt, was den Stadtbewohner hätte anziehen können. Dieser glaubte sich, hinter der roten Brücke auf der Autobahn, ohnehin schon außerhalb der Stadt. Dies hat sich seit kurzem schlagartig geändert. Das Plateau wird heute gezielt angesteuert, sogar mehrmals in der Woche, zum Einkaufen, zum Rendezvous an der Kinokasse oder im Restaurant.

Nach langen Jahren wird nun augenfällig, was der Gesetzgeber ursprünglich, zumindest implizit, gewollt hatte: die Ausdehnung der Stadt nach Osten. Hier, kaum 400 Meter vom Stadtzentrum entfernt, erstreckt sich das Kirchbergplateau über 3,5 km bis zum Grünwald. Die fehlende

Verbindung zur Stadt hatte bewirkt, daß es bis in die sechziger Jahre hinein praktisch leer geblieben war; es gab keine Straßen, nur Wiesen, Felder und ein paar Spazierwege. Das einzig Markante war jener von den Römern angelegte Weg, der Kiem, der sich bis heute als gerade Spur über das Plateau erhalten hat.

Die städtebauliche Entwicklung des Kirchbergplateaus ist eng mit der Wahl der Stadt als Arbeitsort der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl verknüpft. Bei deren Gründung 1952 mußten Staat und Gemeinde eigene Gebäude zur Unterbringung der Hohen Behörde zur Verfügung stellen. Mit der Gründung der EWG im Jahre 1957 und dem Zuzug weiterer europäischer Beamter gewann die Frage nach einem angemesseneren Standort an Aktualität. Um die Stellung Luxemburgs hinsichtlich eines definitiven Standorts der europäischen Institutionen zu stärken, beschloß die Regierung nach einigem Zögern, vollendete Tatsachen zu schaffen.

Mit dem Gesetz vom 7. August 1961 wurde der *Fonds d'Urbanisation et d'Aménagement du Plateau du Kirchberg* geschaffen mit dem Ziel, die Unterbringung der EG-Behörden zu erleichtern und gleichzeitig der Stadt neue Entwicklungsmöglichkeiten und eine bessere Verkehrsanbin-

dung nach Osten zu geben. Die Aufgaben des Fonds, denen der Charakter öffentlichen Nutzens zuerkannt wurde, waren wie folgt umschrieben: Bau einer Brücke über das Alzettetal, städtebauliche Planung und Entwicklung des Kirchbergplateaus, Verkehrserschließung mit der dazugehörigen Infrastruktur sowie Erwerb der Grundstücke innerhalb des vom Gesetz festgelegten Perimeters. Dieser umfaßte das gesamte Plateau bis an die Waldgrenze im Osten sowie den nördlichen Ausläufer, den *Kuebebierrg*, insgesamt etwa 350 Hektar Land.

Einen Bebauungsplan für ein Gebiet von dieser Größe zu erstellen war auch für die damalige Zeit eine recht ungewohnte Aufgabe. Die ersten Entwürfe verrieten denn auch die Unsicherheit, mit der die einzelnen Funktionen und Zonen einander zugeordnet werden sollten. Man wollte nicht auf bekannte Vorbilder zurückgreifen, denn hier sollte ein neues, modernes Stadtviertel entstehen, ganz im Geiste der Charta von Athen. In scharfem Gegensatz zu den beengten Verhältnissen der Innenstadt zielte das Konzept auf eine großzügige Verkehrserschließung und eine auf-

gelockerte Bebauung. Im Westteil des Plateaus sollte das europäische Viertel entstehen, als *Parc des institutions*, mit freistehenden Bauten inmitten von Grünanlagen. Unbestritten war auch der Bau einer Autobahn, die das Plateau durchqueren und die Stadt mit dem Osten verbinden sollte. 1962 konnte mit der Verwirklichung dieses ehrgeizigen Projektes begonnen werden. Bereits 1966 waren die rote Brücke und das Hochhaus mit dem Konferenzzentrum erstellt. Es folgten das Schuman-Gebäude sowie auf der gegenüberliegenden Seite der Europäische Gerichtshof, das Rechenzentrum und, als erste private Investition, ein Hotel. In der Mitte des Plateaus, noch etwas verlassen auf weiter Flur, wurden Eurocontrol und Europaschule angesiedelt. Laut dem nun endgültig vorliegenden Bebauungsplan war diese Zone den Schul- und Sportanlagen vorbehalten, während weiter östlich bis zum Waldrand und über den gesamten *Kuebebierrg* die eigentlichen Wohnviertel entstehen sollten. Grundstücke im Bereich der Autobahn dagegen waren, des Lärmes wegen, nur gewerblichen Nutzungen sowie dem Messegelände vorbehalten.

zum Stadtboulevard



All diese Zonen sollten durch ein weitmaschiges, nierenförmig angelegtes Straßennetz erschlossen werden, was nochmals deutlich machte, daß die zukünftige Stadtstruktur der Geschwindigkeit des Automobils angepaßt werden sollte. Das Luftbild von 1973 zeigt, daß das Erschließungsnetz samt Infrastruktur schon zu diesem Zeitpunkt fast vollständig erstellt und an drei Stellen mit der Autobahn verknüpft war.

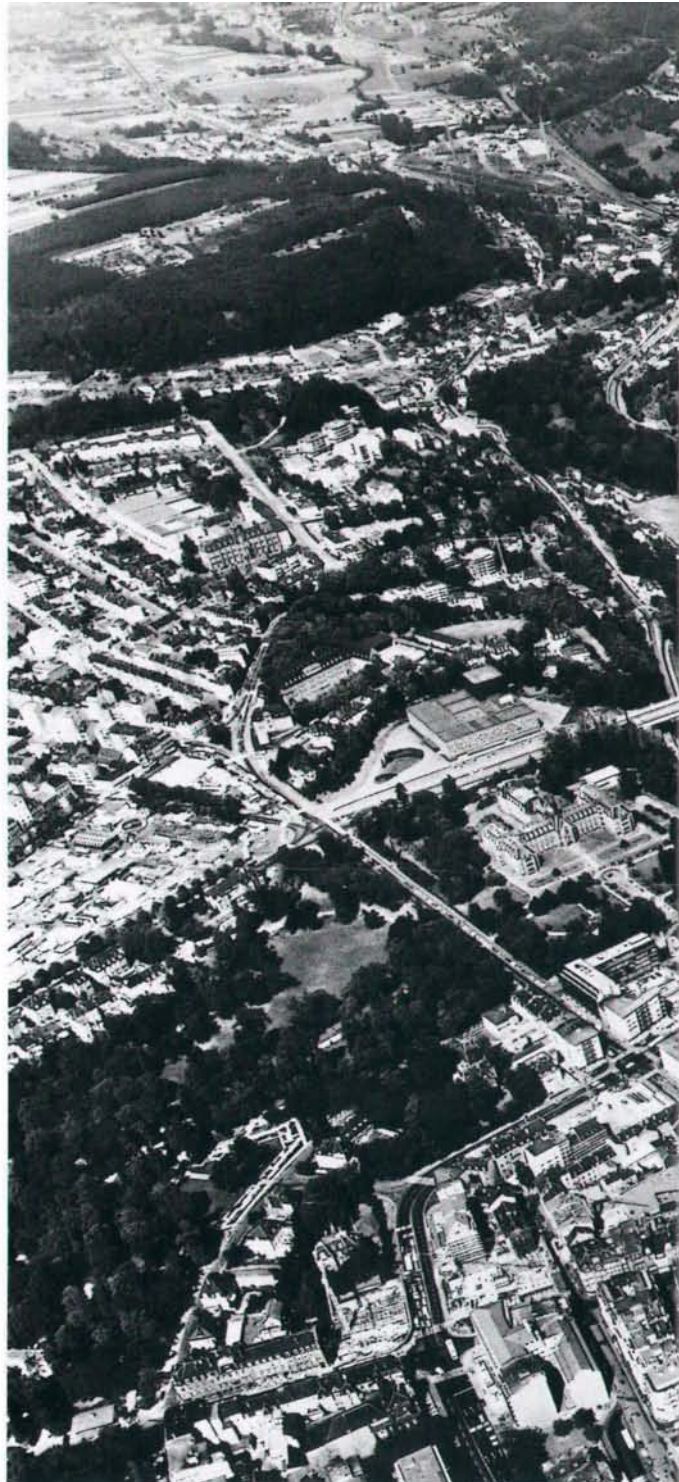
Nach und nach füllte sich diese Struktur mit weiteren Bauten. Im Europaviertel waren es vor allem die Großprojekte *Jean Monnet* (Kommission), das dritte Verwaltungsgebäude BAK (Sekretariat des Parlaments) und die Europäische Investitionsbank, die das Erscheinungsbild nun wesentlich bestimmten. Bis gegen Ende der siebziger Jahre waren fast sämtliche EG-Einrichtungen aus der Stadt nach Kirchberg hinübergewechselt. Über 260.000 Quadratmeter Bruttogeschossflächen für insgesamt etwa 4.700 Funktionäre waren in relativ kurzer Zeit neu erbaut worden. Für ein kleines Land wie Luxemburg war dies eine beachtliche Leistung, obschon die Sitzfrage, d.h. der definitive Verbleib der einzelnen Organe, noch weiterhin ungeklärt blieb.

Im mittleren und im östlichen Bereich verlief die Entwicklung etwas weniger schnell. Hier waren es vor allem die Ingenieurschule, einige soziale Einrichtungen, mehrere Privatbetriebe sowie der ausgedehnte Messekomplex, die sich in der offenen Landschaft bemerkbar machten. Ganz hinten im Nordosten, so ziemlich am Ende der Welt, entstand das erste Wohnviertel. Geplant waren Häuser und Wohnungen zu erschwinglichen Preisen. Auch hier sollten die Regeln des modernen Städtebaus gelten: die Hauszeilen waren nach der Sonne ausgerichtet, Ost-West oder Nord-Süd orientiert, die Fußgänger- und Fahrwege waren getrennt. Im Jahre 1982 wurde die Schwimmhalle mit olympischen Dimensionen in der Schul- und Sportzone fertiggestellt.

Eigentlich wären damit die Aufgaben, die der Gesetzgeber 1961 formuliert hatte, erfüllt gewesen: das Plateau war im wesentlichen erschlossen, die europäischen Behörden angesiedelt, Schul- und Sportbauten erstellt, die Wohnviertel im Entstehen begriffen. Das vorgegebene Gerüst bräuchte sich jetzt nur noch zu füllen. Und dennoch: das Ziel, die Stadt zu erweitern, hatte man sichtlich verfehlt. Es war keine Stadt geworden, das Plateau blieb isoliert, irgendwie fremd und anonym. Die Bauten lagen vereinzelt in der Landschaft oder standen, wie im europäischen Viertel, beziehungslos nebeneinander, abgerückt von den Straßen. Plätze, die zum Verweilen hätten einladen können, gab es nicht. Noch gravierender war das Fehlen jeglicher Nutzungsmischung: Da waren keine Läden und Restaurants, und wenn doch, dann versteckten sie sich im Innern der Gebäude. Die Nachteile übertriebener Zonierung, wie sie der Bebauungsplan vorgab, traten nun offen zutage.

Etwa Mitte der achtziger Jahre veranlaßten die Verantwortlichen des Fonds eine kritische Überprüfung, ja eine regelrechte Infragestellung des bisherigen Entwicklungskonzeptes. Man wollte die Hoffnung nicht aufgeben, aus diesem

„Man wollte die Hoffnung nicht aufgeben, aus diesem riesigen Areal doch noch ein eigenständiges, lebendiges Viertel zu machen, vergleichbar mit der Stadterweiterung auf dem Plateau Bourbon am Anfang des Jahrhunderts.“



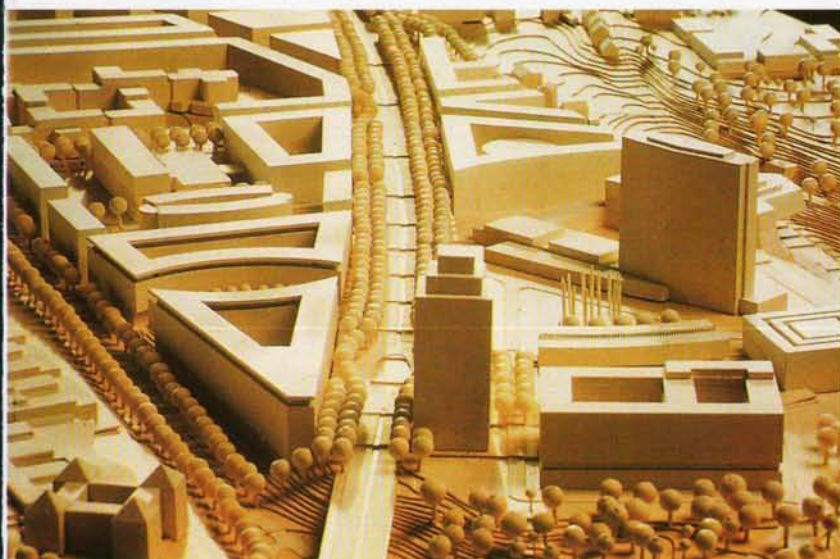
1973

riesigen Areal doch noch ein eigenständiges, lebendiges Viertel zu machen, vergleichbar mit der Stadterweiterung auf dem Plateau Bourbon am Anfang des Jahrhunderts. Neue Studien, Zählungen, Analysen und Berechnungen wurden erstellt, Experten zugezogen, Erfahrungen aus dem Ausland gesammelt.

Zwei Gegebenheiten sollten diese Bestrebungen besonders beeinflussen: Zum einen die Entscheidung der Regierung zugunsten der Ost-Umfahrung der Stadt, anstelle der geplanten Weiterführung der Kirchberg-Autobahn nach Westen, denn damit war nun die Chance gegeben, den störenden Einfluß dieser Schnellstraße ganz vom Plateau zu verbannen. Und schließlich sollte die verstärkte Nachfrage seitens des Bankensektors nach Bauland andererseits eine rasche Entwicklung des neuen Viertels begünstigen.

Anfang der neunziger Jahre war ein neues städtebauliches Leitbild herangereift. Es orientier-

Das städtebauliche Konzept von 1991 orientiert sich wieder stärker an den Merkmalen der traditionellen europäischen Stadt



te sich wieder stärker an den Merkmalen der traditionellen europäischen Stadt, mit allem, was diese an Funktionsdurchmischung und räumlichen Qualitäten zu bieten hatte. Langfristig könnten hier 30.000 Arbeitsplätze und 20.000 Einwohner angesiedelt werden.

Dieses neue Konzept wurde 1992 in Form eines großen Stadtmodells der Öffentlichkeit vorgestellt. Es zeigt im Westen und Osten zwei stark verdichtete Bereiche, dafür aber in der Mitte größere, zusammenhängende Grünanlagen.

Besonders auffällig ist der neue städtische Boulevard, der wie ein grünes Band das Plateau durchquert. Normale Kreuzungen und beidseitige Randbebauung veranschaulichen, wie Nord- und Südbereich wieder zusammenwachsen könnten. Dadurch, daß die beiden großen Autobahnan-
schlüsse beim Weimershof und beim Bricherhof entfallen und das bestehende Straßennetz ergänzt und mit dem Boulevard verknüpft wird,



*„Städtisches Flair,
das auch nach
Büroschluß noch
bis in die Nacht anhält“*



Guy Hoffmann

wird es in Zukunft wesentlich einfacher sein, sich auf Kirchberg zurechtzufinden.

Es stellte sich allerdings die Frage, ob ein derartiges urbanistisches Konzept allein ausreicht, um die nachhaltige Entwicklung des neuen Stadtteils zu gewährleisten. Baudichten, Erschließung, Freiflächen, Infrastruktureinrichtungen: dies sind die gängigen, aber auch berechenbaren Parameter der Stadtplanung. Aber wie steht es um die Menschen, die hier wohnen und arbeiten sollen? Was muß der neue Stadtteil bieten können, damit die Leute hierher ziehen, damit sie sich wohlfühlen? Kirchberg ist eine Retortenstadt, sie ist aus dem Nichts entstanden, ausschließlich auf dem Reißbrett geplant. Die Menschen, die hierher ziehen, sind Neulinge, sozusagen Pioniere, die versuchen, sich die Umgebung anzueignen, sich mit dem Ort zu identifizieren. Sicherlich spielt der Stadtraum dabei eine wesentliche Rolle, wie auch die richtige Nutzungsstruktur und -mischung. Darüber hinaus sind jedoch auch die Freiflächen und Grünbereiche Orte, die Identität, Unverwechselbarkeit und Vertrautheit vermitteln können. Schön soll sie sein, die Stadt, anregend und aufregend, und dann wieder still und verträumt.

Neben das städtebauliche und das Verkehrskonzept trat somit eine aufwendige Grünflächenplanung, ja sogar ein Kunstkonzept. Und weil Stadtentwicklung eine recht komplexe Angelegenheit ist, seien hier auch noch die mehr technisch-ökologischen Aspekte wie beispielsweise Wärmekraftkopplung und Regenrückhaltung erwähnt.

Die Umsetzung dieser Konzepte in gebaute Realität erfordert eine Strategie. Was kommt zuerst? Die Wohnung oder der Arbeitsplatz, der Park oder der Laden? Die Reihenfolge kann hierbei über Erfolg oder Mißerfolg entscheiden.

Die ersten Resultate dieser Umorientierung sind vor allem im östlichen Bereich augenfällig. In weniger als zehn Jahren ist hier aus einer Wiesenlandschaft ein modernes Bankenviertel emporgewachsen. Stolz und in zeitgenössischer Architektur präsentieren sich die neuen Bauten längs der Rue Jean Monnet und lassen bisweilen die Handschrift bekannter Architekten erraten. Abgerundet wird dieses Bild durch das imposante *Bâtiment Joseph Bech*, das etwa tausend europäischen Beamten als Arbeitsstätte dient. Die meisten Leute kennen diesen Bau jedoch eher von seinen Stirnseiten her, denn hier liegen, mit Neon farbig inszeniert, die Eingänge zum Einkaufszentrum, dem eigentlichen Herzstück des neuen Viertels.

Dieses Einkaufszentrum ist, anders als üblich, als hohe, lichte Einkaufspassage, als *shopping-mall*, konzipiert, mit unterirdisch angeordneten Parkplätzen. Zusammen mit dem Kino- und Freizeitkomplex nebenan vermag es Publikum von weither, selbst aus dem nahen Ausland, anzulocken. Und dies ist genau das, was man dem neuen Boulevard, mit seinen acht Reihen Bäumen, gerne gönnt: städtisches Flair, das auch nach Büroschluß noch bis in die Nacht anhält.

Der neue Boulevard-Abschnitt mit dem großen Kreisel und der markanten Stahlskulptur hat übrigens eine ganz besondere Bedeutung, denn er soll dem Besucher vermitteln: Hier ist das Tor, hier beginnt die Stadt.



Bâtiment Joseph Bech, am Ende der Rue Jean Monnet





Das Neubaugebiet Avalon
am Park Réimerwee

Bei soviel neuen Büro- und Geschäftsflächen war jetzt der Zeitpunkt gekommen, um im Sinne der Funktionsmischung auch die nötigen Wohnflächen zu schaffen. Neben dem *Domaine du Kiem* sind größere, zusammenhängende Wohngebiete im *Quartier du Parc* und im Grünewald-Viertel vorgesehen. Diese liegen jeweils an Grünflächen, die ihrerseits aufgewertet werden müssen, um den künftigen Bewohnern als Naherholungsgebiete zu dienen. So entstand der *Park Réimerwee*. Die bestehende Vegetation mußte ausgelichtet, Wege mußten angelegt und Neuanpflanzungen vorgenommen werden. Inzwischen ist daraus ein sogenanntes Arboretum geworden, denn Bäume und Sträucher präsentieren sich hier mit ihren Namen, sogar mehrsprachig: *Fagus sylvatica*, *épine écarlate*, *gemeiner Schneeball*, *Pafenhittchen*... Auffallend auch die vielen *quercus*: *q. rubra*, *q. pubescens*, *q. petraea*..., insgesamt 18 verschiedene Eichen mit jeweils verschiedenen Blättern! Bald werden die Besucher des

Arboretums zahlreicher sein. Denn direkt gegenüber liegt das Neubaugebiet *Avalon* mit 150 Wohnungen, die zum größten Teil bezogen sind. Schon bald wird es nach Osten vergrößert werden, später dann nach Westen.

Ein weiterer Park, das *Klosegrännchen*, sieht demnächst seiner Vollendung entgegen. In eine kleine Talmulde eingebettet, vom Contournement getrennt und geschützt durch einen hohen Erdwall, stellt dieser Park mit seinen Dünen einen völlig anderen Typus dar, sowohl räumlich wie pflanzlich. Er wirkt karger und abgeschiedener, seine sandigen Böden sind mit Steppenrasen und Gehölzen bedeckt. Gleichwohl wird er eine Fundgrube für Botaniker sein. Wissenschaftlich betreut wird auch dieses Arboretum vom Fonds, in Zusammenarbeit mit dem Naturwissenschaftlichen Museum. Besonders auffallend sind die Rückhaltebecken, die das Oberflächenwasser eines Großteils des umliegenden Viertels sammeln.

Park Klosegrännchen,
eine Fundgrube
für Botaniker





Der Park Réimerwee
als Arboretum



Wegstein aus Granit
von Ulrich Rückriem.
Eines der Kunstobjekte,
die von den hier ansässigen
Firmen gesponsert
werden

Der dritte Park ist gerade im Entstehen begriffen und liegt inmitten der augenblicklich größten Baustelle auf Kirchberg, nämlich zwischen der Europaschule und der neuen Sporthalle. Er wird streng geometrisch strukturiert sein, mit offenen Rasenflächen, Baumhainen, einem Hügel und einem großen Teich in der Mitte, der zugleich als Regenrückhaltebecken dienen soll.

Im *Quartier européen*, gleich gegenüber, herrscht noch Ruhe, die Ruhe vor dem Sturm.

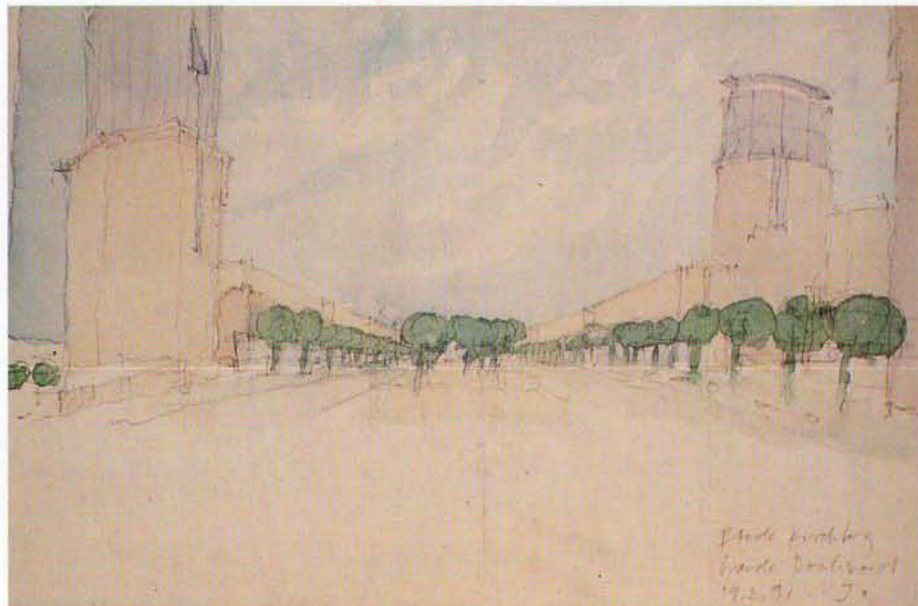
Nachdem 1992 die jeweiligen Standorte der europäischen Institutionen nach jahrzehntelangem Gerangel definitiv festgelegt wurden, war es endlich möglich geworden, gezielter auf die Integration der hier ansässigen Behörden hinzuwirken. Deren ständiger Erweiterungsbedarf, bedingt durch die Aufnahme neuer Mitgliedsstaaten, kann meistens auf dem eigenen, ehemals großzügig bemessenen Grundstück vorgenommen werden. Vormalige Reserveflächen jedoch können nun für Wohnzwecke und sonstige Nut-

zungen, die zu einer richtigen Stadt gehören, bereitgestellt werden.

Aus dem städtebaulichen Leitbild wurde ein großer Plan. Er bestimmt die neue Stadtform, setzt neue Akzente und zeigt Straßenräume, öffentliche Plätze, Wohnquartiere und kulturelle Bauten auf. Und daraus entstanden inzwischen konkrete Projekte, so etwa die *Place de l'Europe*, das Museum für moderne Kunst, die Erweiterung des Europäischen Gerichtshofs und noch einige mehr.

Aber das Wichtigste wird ohne Zweifel jenes lange grüne Band sein, das sich, von Osten her kommend, bis zur roten Brücke erstrecken wird. Und dann wird man in das neue Stadtviertel hineinfahren wie in einen Eichenhain, und nur die sanfte Krümmung des Boulevards wird noch an die alte Autobahn erinnern.

Pierre Kieffer



Fotos: Fonds d'Urbanisation et d'Aménagement du Plateau du Kirchberg

Vun Eechelen a Kalbassen

Do wou d'Héichhäus am allerhéichsten as, feieren um Virowend vun dësem Neklosdag d'Verwaltungsreit vun e puer äuslänneschen a vun enger lëtzebuergescher Institutioun de glécklechen Ofschloss vun hire Fusiounsgesprécher. D'Fusiounskand heescht SII (Société Internationale des Institutions), an 't as e kale Buffet opgebaut gin, vun deem een nach beim Aperitiv gemengt hätt, 't kéim kee Mënsch op d'Iddi, fir dee kapott ze maachen. Mä dat war ëm eng Auer, a lo as et der zwou. Em eng hätt een och nach gemengt, 't géif nëmmen englesch geschwat, well du stoungen dé zwéi Lëtzeburger SII-Leit nach ënnert deenen aneren.

„Wat fänke mer da lo un?“, kënnt de Pir bei de Jos, dee bei der Fënster steet a räus an de verhaangene Kiirchbierger Himmel stuurkt. A well de Pir weess, datt de Jos souwisou keng zerguttstert Äntwert parat huet, freet e méi konkret, iwwerdeems en äus engem Cocktailschloos mat drugeklaamtem Schampesglas Crevette pickt: „Wëlls du näischt?“

„Da's eng al Gewunnecht vu mir“, seet de Jos, deen zënter de Mueren zéng Auer den Direkteschposte vun der SII lass as. „Wann ech weess, 't gët kale Buffet, dann iessen ech virdrun en Zos-

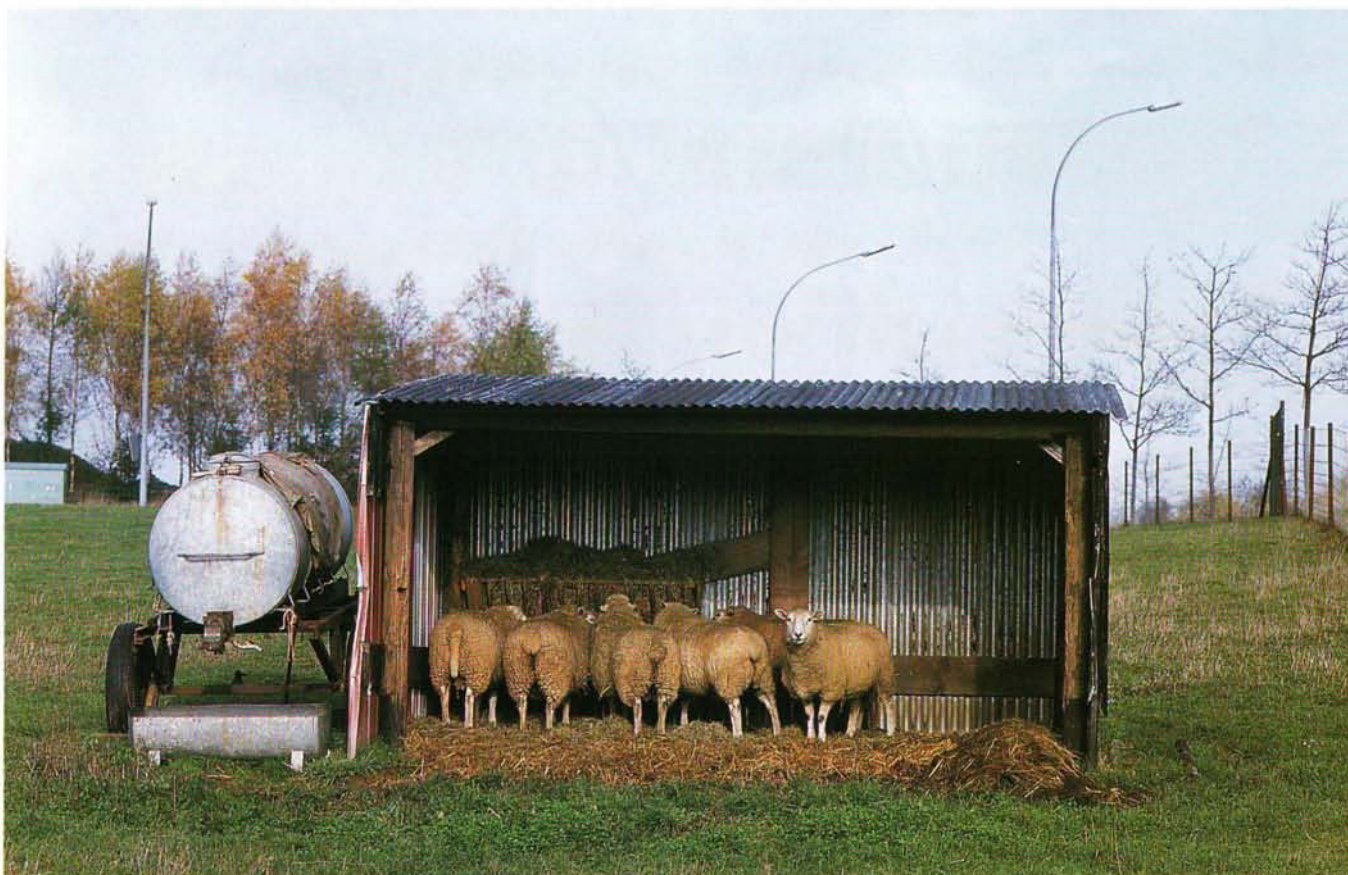
sissbréitchechen oder en Hamburger, fir mech herno nët missen an dat Gewulls ze geheien. Kuck der se dach nëmmen un, ob wäiss oder giel oder schwaarz! Och hir Kravatten! An da frees de dech, wien do mol wien Zivilisatioun bäibruucht huet. Du mings, 't géing ëm d'Iwwerliewe wéi op der Titanic.

„'t geet jo och vläicht dodrëm“, mäufelt de Pir; „ech iessen nëmmen däärs hei, an däärs war ech mer zweemol nohuelen, well 't as dat bescht.“ Hie schléckt eng Kéier, klaamt d'Schampesglas lass, hëlt eng Schlupp an hänkt dann hannendrun: „'t as souwisou eis Henkeschmoolzecht, vergiess dat nët!“

De Jos vergësst et nët. Den Direkter Jos an de Soudirekter Pir kucken allebéid zur Fënster räus, a wëssen, datt fir si haut kee Kleeschen, mä den Houseker koum; datt si vum Januar u mat voller Pai doheem bleiwen, a geschwënn duerno fréizäiteg a Pensioun goen duerfen.

De Pir mengt, de Kiirchbierg geséich well äus wéi e Stéck Manhattan.

De Jos seet laang näischt. „Deen Neie Kiirchbierg as kee Bierg, en huet awer keng Kiirch“, seet en dann dréchen.



Dem Pir bleift de Mond opstoen, mä de Jos explizéiert sech: „Mäi Papp sot ëmmer sou. Wusst du, datt ech vum Ale Kiirchbiereg gebier- teg sin, an datt mäi Papp hei um Plateau séng Kabesheeder gezillt huet; ongeféier do, wou haut de Justizpalais ze raschte steet? Ajo, ech sin e Bauerejong, mäi Jong! A wéi s de gesäis, hun déi dommste Baueren nët nëmmen déi déckste Kabeskäpp, mä och Jongen, deenen um Enn déi Kabeskäpp rofgeschnidde gin.“

„t kënnt een en och «Kleng-Brasilia» nen- nen“, fënnt de Pir, an de Jos weess domat, datt de Pir him nees nët nogeläuschtert huet. „Zwou vun deene neie Stroosse sollen op den Taillibert an op de Pei gedeelt gin, 't gouf am Gemengerot dervu geschwat.“

De Jos mengt, an deem Fall hätten se deen neie Rondpoint jo och kënnen op den Alphonse Daudet deefen; wéinst dem „Monsieur le sous- préfet Auchan“. De Pir laacht haart; dat mécht en ëmmer, wann en e Witz nët versteet.

„Wat maachen se da lo an de Pei?“, fänkt en eng aner Ried un; „fir datt ee weess, wat ee kucke geet, wann ee pensionéiert as.“

Ee vun de japaneschen SII-Leit kënnt erbäi- getrëppelt a freet sech Feier fir séng Davidoff. D'Davidoff as sou déck an sou laang, datt dee klenge Japaner se verbassen tëscht den Zänn unhale muss. De Pir zervéiert hien, de Japaner vernäipt sech matt der Zigar am Bak an trëppelt.

„Dräi Eechelen“, grommelt de Jos bei der Fënster, „Kenns du d'Geschicht vun der Eechel a vun der Kalbass? Ech muss ëmmer un déi denken, wann ech u méngem Papp séng Kiirchbiereg Kabesheeder denken.“

De Pir kennt d'Geschicht nët, mä hie freet einfach „firwat?“.

„Wann dir eng Eechel op d'Nues fällt, da ver- stees de, firwat d'Kalbassen nët op den héije Beem wuessen, mä iwwert de Buedem kräichen. Mén- gem Papp séng Kabesheeder sin och nët héich iwwert dem Buedem gewuess. Awer d'Lëtze- buerger Bauerejongen, Banker, Politiker an aner Ticker hu gemengt, si missten d'Lëtzebuerger Kalbasse sou héich wéi méiglech hänken.“

„Dat do as mir ze reng“, seet de Pir a freet sech, ob dat scho kënnt vun där véierter Coupe Schampes sin.

De Jos dréit sech ëm. De kale Buffet gesäit äus, wéi wann e kale Blëtze drageschloen hätt. Kee Schwäi beuecht d'Reschter. Déi véier portu- gisesch Garçone stin do näischt ze maachen a bekucken sech, wéi wann se wëllte soen, lo geheie mer déi houeren Äuslänner gläich räus. D'Englän- ner schwätze mat deenen äus der Transkei, an d'Japaner schéngen sech ruckelzeg Witzer ze ver- zielen.

„Géi fro d'Japsen“, grommelt de Jos ier- gerlech; „déi soen der laaches Monds, vum wéi- villte Stack d'Kalbassen haut nees e puer Bauere- jongen op de Kapp gefall sin.“

Dat kann de Pir wiirklech nët verstoen, well dobäussen hummert e Jumbo laanscht d'Fënster. Eensock drécke véier Japaner de Jos an de Pir mat den lelebéi op d'Säit, fir eng Photo ze maachen.



Guy Hoffmann

Spaziergang zum Kirchberger Plateau

Wieder einmal ein Sonntag, von dem man sagen konnte: *Dies quam fecit Dominus*, ein Tag, den der Herr gemacht hatte. Und eingerahmt als Sonnenkleinod zwischen trübe Regentage, damit wir uns doppelt an ihm freuten.

Noch ist die Zeit, und gerade jetzt, wo man die Welt von den Höhen aus genießen soll. Noch macht die Hitze das Wandern über freies Feld nicht zur Fron, und der Aprilwind, der die letzten rostbraunen Blätter von den Eichenzweigen jagt, duldet in der Luft keinen trübenden Dunst. Der Horizont ist so klar, daß man auf Kilometer weit die Tannenwipfel zählen kann, die ihr Zickzack vor ihn hinzeichnen.

Die Höhe, die jetzt den lohnendsten Ausblick gewährt, ist das Plateau um Kirchberg.

Die Wanderung hinauf ist voll seltener und seltsamer Eindrücke.

Einer der ersten ist der Blick auf den alten deutschen Militärfriedhof in Clausen. Oben stehen sauber ausgerichtet in Reih und Glied die schwarzen Grabkreuze der deutschen Toten aus dem Weltkrieg, unten ist die epheumwobene Romantik der Gräber, über denen zum Teil adlige Namen stehen, Namen, die in Geschichte und Anekdote einen Klang haben – die versunkene Zeit einer gesellschaftlichen Schichtung, die vor dem Massentod der Jahre 1914-1918 zu Bruch ging.

Weiter hinauf der Malakoff-Turm. Wer hat diesem trotzig runden Kerl von Turm, der mit meterdicken Mauern und drohenden Schieß-

scharten die Schlucht absperrt, diesen Namen gegeben, der an den Krimkrieg und an Sebastopol erinnert? Was hatte unsere Festung Luxemburg mit den Erinnerungen an jene Schlachten in Rußland zu tun? Ein Gegenstück zu dem Kitsch der „Luxemburger Schweiz“ mit ihrem Schipkapaß und andern Balkananeihen.

Dann der alte israelitische Friedhof. Die grauen Grabsteine wenden unisono ihre Gesichter nach Osten. Ein Denkmal ist völlig zerfallen, sieht nicht aus, als sei nur die Zeit daran schuld, das Durcheinander der Platten und Stützen deutet ein wenig auf gewaltsamen Eingriff. Die Stätte ist Lockung, Herausforderung an die Phantasie. Sicher wird da einmal ein Romankapitel spielen. Einer der letzten, die dort ihre ewige Ruhestatt fanden, war ein Schulkamerad, in der Alzette ertrunken, da wo seine Vorfahren das stille Tal mit dröhnenden Werkstätten durchbaut hatten.

Und nun sind wir oben, am Weimers- und Bricherhof, und zwischen uns und der Sandweiler Straße ist das Neudorfer Tal in Äcker versunken, als sei es nie dagewesen. Häuser liegen da, von denen du keine Ahnung hast, wenn dir diese ganze Gewinn nur durch den Blick von drüben her bekannt ist. Und um die Häuser liegen die braunen Äcker gebreitet, so weit das Auge reicht, und man hält es für schier unglaublich, daß diese ganzen Ackerbreiten von den paar Menschen, die in diesen verstreuten Gehöften leben, bestellt werden, daß unter den paar Dutzend Händen diese weite Fläche zu wunderbarer Fruchtbarkeit bereitet werden kann.

Aber der Himmel war schöner als die Erde, schöner, als wir ihn je gesehen. Tief blau hoch an der Kuppel, blasser an den Rändern, spannte er sich von dem Umkreis der sichtbaren Erde rings umher empor und war unendlich, wie ein blaues Meer mit den weißen Wogenkämmen seiner Wolken. Es war nicht das graue Wolkengetümmel der Regentage und es waren nicht die weiß getürmten Wolkenbänke, die wie Gebirgsketten in ihre Schöße hineinsacken, es waren horizontal gezogene Wolkenbänke, Streifen, in wunderbarem Einklang durch das Blau hingebreitet, wie eine Symphonie voll himmlischen Friedens und seliger Übereinstimmung. Und wo sich die Harmonie dieser Wolkenbänke in Unruhe auflöste, war es doch nur ein spielerisches Über- und Gegeneinander hübsch geballter Silberwolken, so unglaublich nahe, daß man meinte, in einer halben Stunde bis hineingelangen zu können, und wieder so wohlthuend weit, daß das Gefühl der Weite schon allein Befreiung war.

In Kirchberg und Weimerskirch spielten die Kinder auf den Straßen, viele Buben waren noch im Kommunion-Festgewand, schwarze Hosen und weiße Strümpfe, und das festlich blanke Schuhwerk war ihnen nicht zu gut, den Ball damit zu schießen und zu dribbeln.

Wir legen diesen Sonntag zu andern in die Schatzkammer der Erinnerungen.

Batty Weber

(„Abreißkalender“ vom 12. April 1932)



Bricherhof
um 1936

Batty Fischer (Photothèque de la Ville de Luxembourg)

Si le Fort Charles nous était conté...



Le numéro 59 de *Ons Stad* vous entretiendra du Kirchberg, non seulement du village de ce nom, mais aussi des quartiers dépendants du Fonds d'Urbanisation et d'Aménagement. Et ainsi, en présentant les édifices les plus intéressants qui y ont été réalisés dans un passé récent, nous montrerons l'évolution inattendue et impressionnante qui a été celle de cette partie de la ville. En ce qui concerne ce plateau, il a encore paru utile d'en montrer l'accès le plus usité qui relie le rond-point Robert Schuman au pont Grande-Duchesse Charlotte, tout en traversant le domaine de l'ancien Fort Charles. Ainsi l'occasion nous est donnée d'évoquer sommairement le passé des différents ouvrages qui l'ont constitué et d'exposer les circonstances dans lesquelles la Fondation Pescatore, le nouveau théâtre municipal et le Pont Rouge ont trouvé leur place.

Le Fort Charles, dénommé d'après l'empereur Charles VI (1714-1749), le père de l'impératrice d'Autriche Marie-Thérèse, avait été érigé en 1746, à proximité de la Porte-Neuve. Ses ouvrages s'étalaient sur les surfaces de terrain comprises entre l'actuel boulevard Emmanuel Servais au nord et le tronçon supérieur du boulevard Prince Henri au sud. Le Fort Charles proprement dit s'élevait donc à l'emplacement du nouveau théâtre municipal, non loin du rond-point Robert Schuman. Il s'avancait en saillie à l'île droite du front de la Porte-Neuve et avait comme destination principale celle de renforcer ce système de fortification, en dominant la vallée de l'Alzette. Sa partie centrale était constituée par un élément d'une grande force défensive et était d'ailleurs d'une belle exécution régulière, se rapprochant de celle du Fort Thungen. Lors de la démolition du Fort Charles en 1870, on avait espéré, en vain cependant, pouvoir le conserver comme curiosité spectaculaire, en souvenir de cette partie de la forteresse.

Les ouvrages du Fort Charles étaient, tant en surface que sous terre, en communication directe avec ceux du Fort Berlaumont, qui se trouvaient implantés au sud du plateau, entre l'actuelle avenue Jean-Pierre Pescatore et la côte d'Eich, constituant ainsi une partie de la ceinture intérieure du front de la Porte-Neuve.

Lorsque le démantèlement des Forts Charles et Berlaumont devait être envisagé, il avait été question à un certain moment d'utiliser l'ensemble de terrains devenant ainsi disponibles pour la construction d'un nouveau palais grand-ducal. Le Grand-Duc Adolphe (1890-1905) était cependant en faveur d'une autre solution, en donnant la préférence à une restauration appropriée du palais situé aux abords de la rue du Marché-aux-Herbes.

Entre-temps, un autre amateur, intéressé à l'acquisition de ce vaste ensemble de terrains s'était présenté. Il s'agissait de cet établissement qui avait hérité d'un capital considérable de la part d'un bienfaiteur de la ville, dont il avait repris le nom dans sa désignation officielle pour se nommer par la suite Fondation Jean-Pierre Pescatore (1793-1855). Ce legs était subordonné à la condition pour le bénéficiaire de devoir se charger de la construction d'une maison de retraite, destinée à des habitants de la ville se trouvant dans une situation difficile. La commission des curateurs de cette fondation, et plus particulièrement son administrateur Tony Dutreux, petit-neveu du donateur, assumaient l'exécution de ce projet important, après qu'il fut devenu possible à la suite de pourparlers difficiles, d'acquiescer par acte du 18 décembre 1870, le complexe de terrains occupés tant par le Fort Berlaumont que par la partie sud du Fort Charles. La Fondation elle-même était obligée de procéder sans délai à la démolition des ouvrages de la forteresse qui se trouvaient sur ces terrains. L'année suivante déjà elle parvint à acheter la

partie restante du Fort Charles, dont les constructions restantes furent démolies dans les deux années à venir. De la sorte, la Fondation était devenue propriétaire de tous les terrains compris entre le boulevard Emmanuel Servais et le tronçon supérieur du boulevard Prince Henri. Les travaux de construction proprement dits démarraient en 1886 et l'ouverture de l'établissement prévu put avoir lieu le 16 mai 1892. Sa façade principale orientée vers le sud avait une largeur de 86 mètres, les deux façades latérales érigées à angle droit mesurant chacune 47 mètres. La maison de retraite ainsi achevée comptait en tout 160 chambres réparties sur quatre étages. Après la seconde guerre mondiale, l'établissement fut l'objet de deux agrandissements importants, le premier ayant eu lieu de 1952 à 1954 et le second de 1974 à 1977. Actuellement, la Fondation Pescatore dispose de 288 chambres simples et de 40 appartements permettant de loger en tout 368 pensionnaires.

Au cours des années 1930, les curateurs de la Fondation, acculés à la nécessité de procurer à celle-ci les moyens nécessaires à couvrir certaines dépenses d'investissement et d'entretien, avaient envisagé d'aménager la partie supérieure de leur domaine, du côté du boulevard Emmanuel Servais, en lotissement afin d'y créer de belles maisons d'habitation, des villas, comme on disait à l'époque. Le quartier ainsi projeté était conçu de manière à tenir parfaitement compte de l'architecture de la maison de retraite voisine, sans risquer de causer la moindre nuisance à ses pensionnaires. Le Gouvernement cependant, par une dépêche datée du 14 juin 1938, s'opposa à ce projet d'aménagement, déclarant qu'il n'autoriserait aucune vente de terrains, à moins qu'elle ne s'intégrât parfaitement dans un programme d'utilité publique. Dans les pourparlers en cours, l'Etat décida sa véritable intention, en reconnaissant être amateur, pour son compte, des surfaces concernées et cela dans le but d'y faire construire un nouvel athénée, celui existant depuis des siècles à côté de la cathédrale ne répondant plus d'aucune façon aux besoins d'une école moderne d'enseignement secondaire. Et ainsi, par acte du 29 mars 1940, la mutation projetée fut documentée et la partie supérieure de la Fondation passa définitivement dans le domaine de l'Etat.

En 1944, sur intervention de l'autorité militaire américaine, la Fondation devait être évacuée provisoirement, pour être mise à la disposition du général George S. Patton et de son état-major. Pendant l'offensive allemande du général von Rundstedt, George S. Patton avait été le commandant en chef des troupes américaines. Les pensionnaires de la Fondation furent transférés dans des établissements privés ou devaient retourner dans leurs familles.

Mais bientôt, un autre épisode inattendu devait longtemps faire parler de lui. En effet, par un contrat de bail du 5 mai 1947, l'Etat avait loué les surfaces acquises de la Fondation Pescatore au C.A. Spora. Cette association sportive avait perdu le terrain de football qu'elle avait pu utiliser aux abords du boulevard Grande-



Duchesse Charlotte, entre la rue Nicolas Welter et la rue Jean-Pierre Brasseur. Et ainsi, l'aménagement d'un terrain de football fut autorisé par l'Etat derrière la Fondation, et à faible distance de celle-ci. Les responsables de la Fondation voyaient dans cette autorisation un changement de destination contraire aux stipulations de l'acte de vente du 24 mars 1940, par lequel l'Etat avait acquis ces propriétés. La Fondation informa le Gouvernement qu'elle s'opposerait par tous les moyens légaux à l'installation d'un terrain de jeux, tel qu'il était projeté à proximité de sa maison de retraite, dont une exploitation appropriée risquerait d'être compromise. Elle fut finalement obligée de se pourvoir en justice contre l'initiative gouvernementale et elle obtint gain de cause, non seulement devant les premiers juges, mais, l'Etat ayant fait appel, également en seconde instance. Dans son arrêt du 14 juin 1950, la Cour d'Appel confirma le droit de la Fondation de s'opposer à l'aménagement d'un terrain de football à proximité de sa maison de retraite formellement réservée à des personnes âgées et malades. La Cour retint la violation manifeste par le gouvernement des stipulations de l'acte de vente. Elle fit en outre sienne la façon de voir du Collège médical qui, après descente sur les lieux, avait formellement rejeté l'idée de transformer le parc de la Fondation et d'y installer un terrain de sport au grand préjudice des pensionnaires de la maison de retraite. Le projet d'aménager des installations sportives sur le domaine de l'ancien Fort Charles fut donc définitivement abandonné.

Au cours des années qui suivaient et afin d'éviter de nouvelles difficultés, comparables à celles qu'il avait rencontrées par le passé, l'Etat peu à peu renonça également à la construction d'un nouvel athénée en ces lieux. Dans sa lettre du 23 septembre 1959, le Ministre des Finances informa la Fondation en conséquence, déclarant

que de nouveaux projets étaient en exécution à Neumert.

Il restait ainsi une belle réserve de terrains dont on pourrait disposer et qui plus vite qu'on ne l'eût cru, serait affectée à une destination nouvelle à laquelle on n'avait guère pensé jusqu'à présent. La ville de Luxembourg, en effet, était confrontée avec les problèmes croissants que lui posait l'exploitation de son théâtre municipal, tel qu'il fonctionnait depuis cent ans déjà au centre de l'agglomération, installé qu'il était dans l'ancienne église des Capucins. En dépit de différentes transformations intérieures de faible importance exécutées au cours des temps, le théâtre ne répondait plus aux besoins d'une ville en passe de devenir une des capitales de l'Europe. La scène était trop petite, non seulement pour la présentation de spectacles lyriques ou de pièces de théâtre, mais aussi pour d'autres programmes culturels, dont certains étaient aux



maines d'organiseurs privés, comme les Jeunesses Musicales. Sans doute, le bâtiment lui-même, avec une salle de 650 places était bien exigu et manquait en plus de tout confort normal; il ne remplissait pas les moindres conditions esthétiques et était dépourvu des équipements techniques indispensables auxquels les spectateurs, quelque peu gâtés qu'ils fussent, étaient en droit de s'attendre.

Si au début des années 1950, certains habitants de la ville haute, surtout des commerçants établis là parfois depuis des générations, croyaient encore pouvoir maintenir le théâtre dans leur quartier, quitte à l'améliorer par des transformations appropriées, les experts en la matière pourtant avaient fini par se rendre à l'évidence que seule la construction d'un nouveau théâtre dans un emplacement mieux approprié pourrait constituer une solution satisfaisante.

C'est donc ainsi que la capitale, ensemble avec l'Etat, se décidait à créer un théâtre nouveau, selon les exigences de l'époque et qui, en même temps, remplirait les fonctions d'un centre culturel pour toutes les activités artistiques. A la longue, les autorités compétentes,

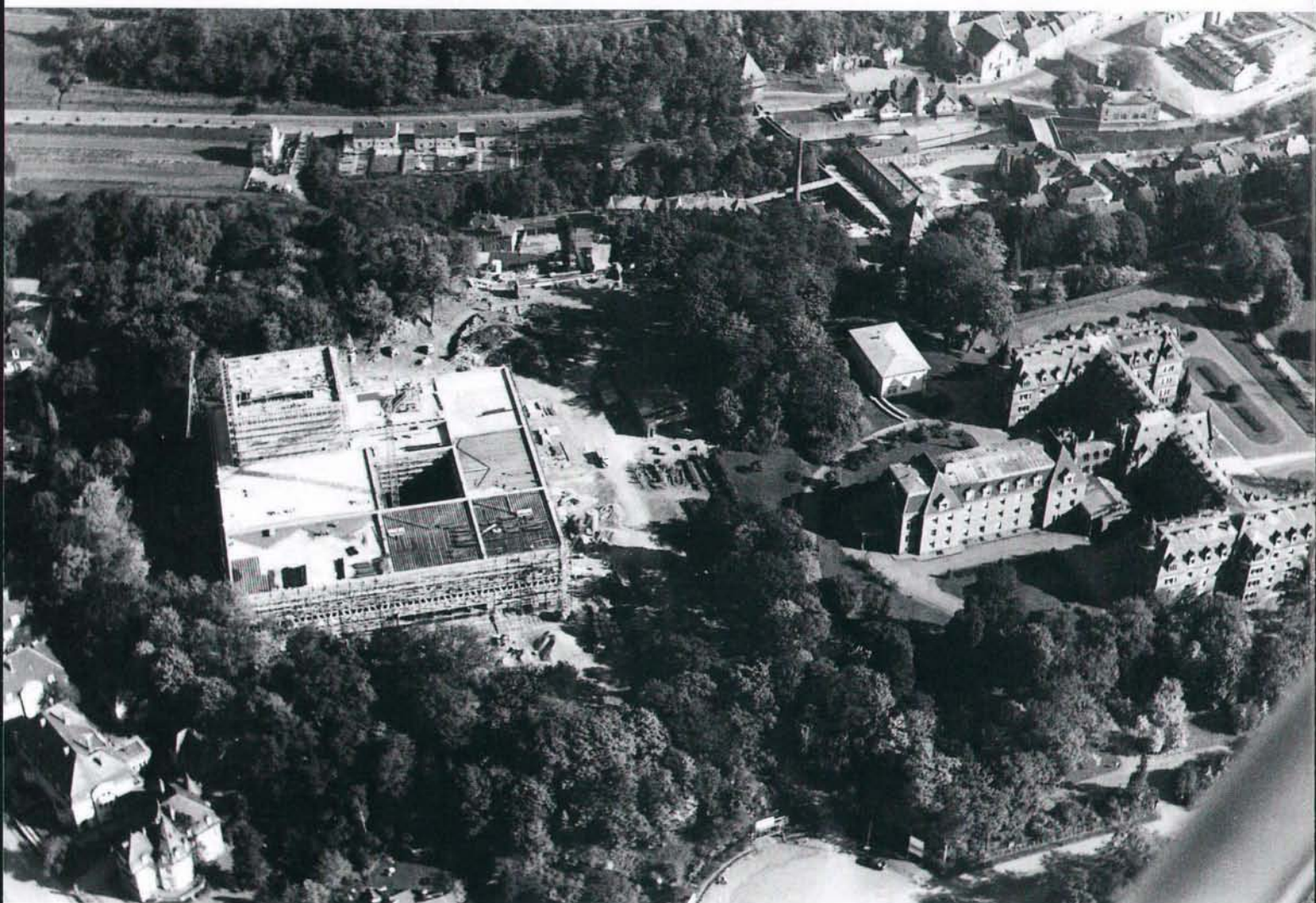
tant celles de l'Etat que celles de la Ville, finirent par se rendre à l'évidence en reconnaissant que seuls les terrains encore disponibles derrière la Fondation J.-P. Pescatore se prêtaient à une destination aussi ambitieuse. De cette façon, le problème épineux qu'aurait pu devenir le choix d'un emplacement optimal pour le nouveau théâtre, se trouvait résolu; unanimement on se mit d'accord pour les terrains disponibles derrière la Fondation.

Fin 1958, le conseil communal de Luxembourg, à la recherche d'une solution d'un haut niveau pour la construction d'un théâtre digne de la capitale, se décida à organiser un concours international d'architectes auquel 27 projets étaient présentés. Le 12 septembre 1959, le jury, également de composition internationale, après avoir procédé à un examen des plus approfondis des propositions soumises, reconnut la haute qualité du projet classé premier et proposa à l'unanimité de confier à son auteur, M. Alain Bourbonnais, architecte D.P.L.G. de Paris, tant l'élaboration des projets définitifs que leur exécution.



Dans sa séance du 8 janvier 1960, le conseil communal de la ville confirma définitivement le contrat d'architecte conclu fin novembre 1959 avec le lauréat du concours, M. Bourbonnais et approuva en outre le devis qu'il avait présenté d'un total de 157,6 millions de francs. L'Etat, de son côté, marqua son accord pour intervenir à raison de 50% dans la dépense effective, retenant cependant que tout dépassement du devis devrait rester à la charge exclusive de la ville.

Dans les mois à venir, l'élaboration des projets définitifs avançait à bon train, l'architecte





Voilà un bref aperçu sur l'histoire des terrains qui, au cours des temps, ont appartenu au Fort Charles, et des constructions qui y ont été érigées. Reste à évoquer le boulevard Robert Schuman qui, construit au cours des années 1960, prend son départ au rond-point du même nom. Séparant aujourd'hui le domaine du théâtre municipal de celui de la Fondation Pescatore, il est devenu la grande voie de circulation qui facilite l'accès au plateau du Kirchberg. Il enjambe la vallée du Pfaffenthal à l'aide d'un beau pont métallique, dénommé Pont Grande-Duchesse Charlotte, mais qui pour les Luxembourgeois est «le pont rouge». Mis sur chantier le 20 avril 1962, il a pu être ouvert à la circulation le 24 octobre 1966.

Il prend une place d'honneur parmi les quelque soixante viaducs qui font partie du réseau routier de la capitale. L'origine de la plupart de ces constructions remonte à l'époque de la forteresse, à l'exception des deux grands ouvrages qui relient la ville haute au quartier de la Gare et dont le plus spectaculaire est sans doute le Pont Grand-Duc Adolphe.

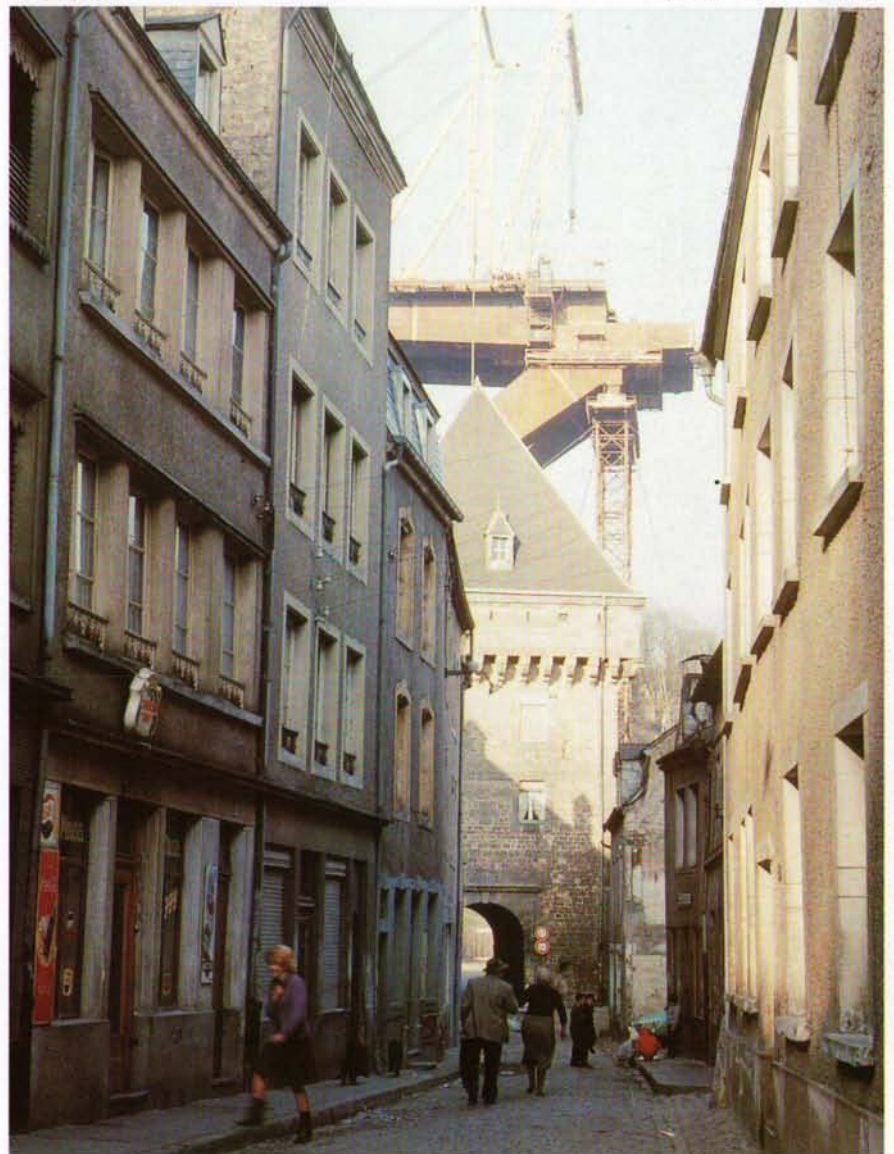
travaillant efficacement en étroite collaboration avec les services communaux et avec des bureaux d'études étrangers, dont l'expérience en la matière était unanimement reconnue. Aussi croyait-on être sûr que l'ouverture du théâtre pour 1963, l'année du Millénaire, ne ferait pas de doute. Cependant, au cours des mois à venir et le chantier progressant, la coopération avec l'architecte désigné fit apparaître des difficultés de plus en plus sérieuses, et cela tant sur le plan technique que sur celui des modalités d'exécution, dont certaines adjudications n'étaient pas des moindres.

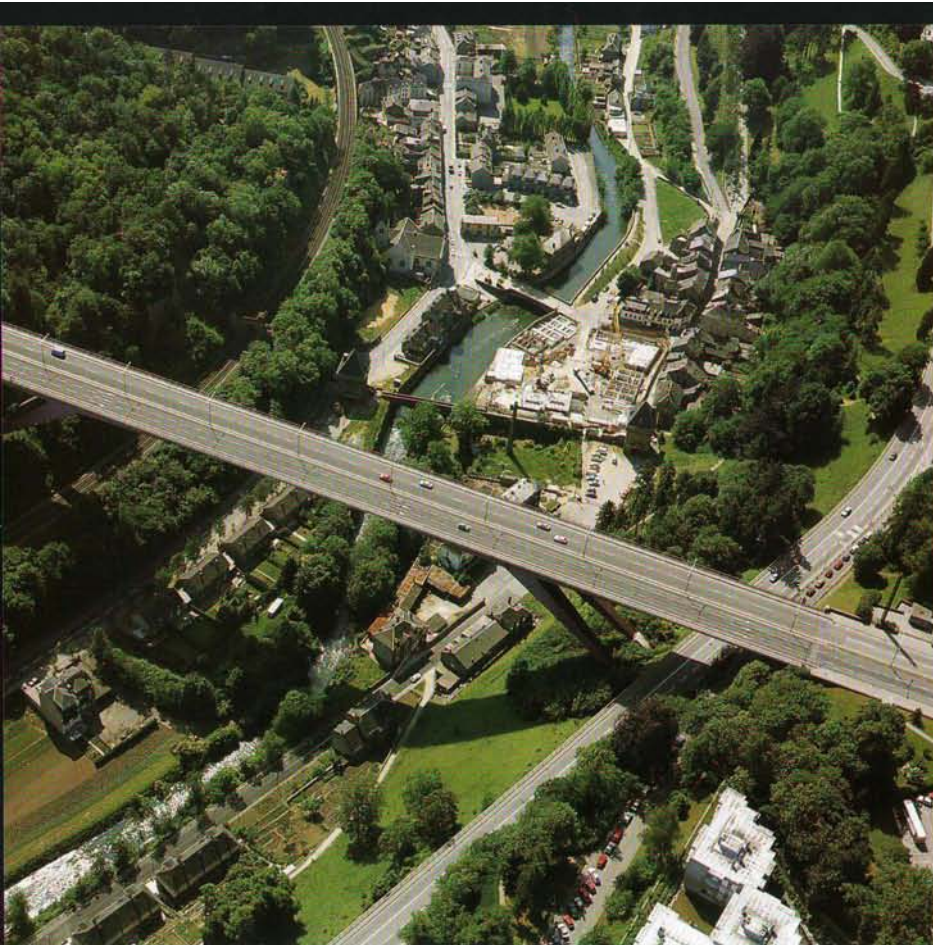
Les travaux de gros-œuvre étaient déjà bien avancés surtout au niveau des sous-sols, quand la collaboration avec l'architecte commis se fit de plus en plus difficile, de telle sorte qu'au début de novembre 1962, il cessa toute intervention au chantier. Avec ses collaborateurs qu'il avait affectés à son agence sur place, il quitta Luxembourg, emportant avec lui les projets d'exécution et tous les documents qui étaient en sa possession. La Ville, obligée de courir au plus pressé, chargea un architecte luxembourgeois, M. Jos. Kons, et les collaborateurs de celui-ci, de prendre la relève afin d'assurer l'avancement rapide des travaux et leur achèvement dans les délais voulus, et cela en dépit de toutes les complications provoquées par le départ inopiné de l'architecte parisien.

L'équipe technique qui avait pris en main l'organisation du chantier, en étroite collaboration avec les architectes désignés, les ingénieurs et tous les autres techniciens, n'épargnait aucun effort, faisant tout pour assurer l'observation des délais prévus. Et on avait la satisfaction qu'en dépit de toutes ces difficultés qui étaient exceptionnellement importantes, l'ouverture du théâtre a pu être assurée pour le 15 août 1964, la seconde salle, connue comme le Studio, étant disponible fin 1968.

Décembre 1963

Photothèque de la Ville de Luxembourg





1984

Revenons un instant au pont Grande-Duchesse Charlotte qui complète d'une façon si prestigieuse la liste de nos viaducs. Il s'agit d'un pont splendide en acier possédant toutes les caractéristiques de la technique moderne. Sa conception a été retenue à la suite d'un concours international organisé en 1957. Parmi les 68 projets présentés et dont plusieurs avaient été retenus en vue d'une sélection définitive, le choix du Gouvernement est finalement tombé sur le projet présenté par la société allemande Rhein-stahl Union Brückenbau, établie à Dortmund. Cette firme a également été chargée de l'exécu-

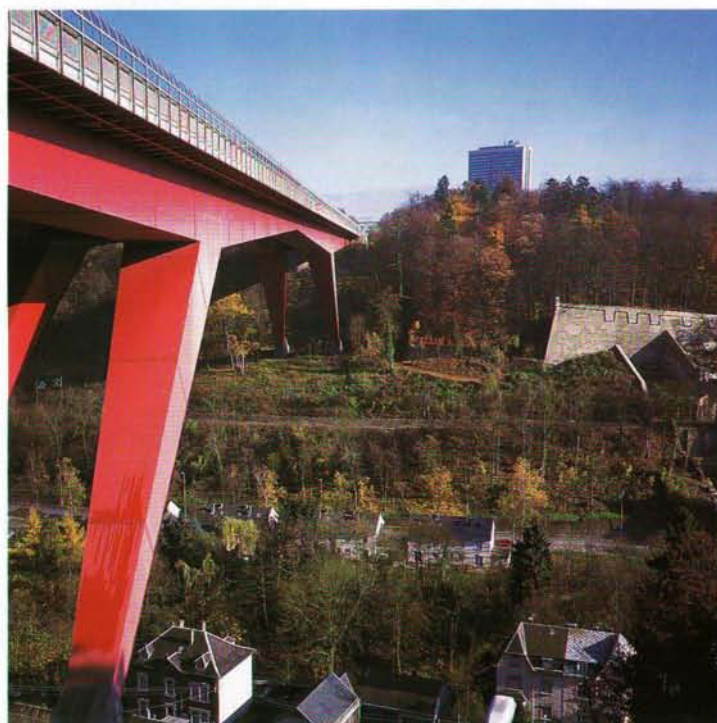
tion des parties métalliques de l'ouvrage. Il s'agit d'un pont à béquilles, dont tous les éléments porteurs sont constitués par des caissons en acier. La longueur totale de l'ouvrage est de 355 mètres, la distance entre les points d'appui des béquilles étant de 234,10 mètres. La plus grande hauteur est de 75 mètres au-dessus du niveau de l'Alzette au Pfaffenthal, la largeur hors-tout du tablier atteignant 25 mètres.

Ne nous perdons pas trop dans le détail des exécutions techniques. Une question qui cependant a souvent été discutée, est celle du choix de la couleur rouge si spectaculaire qui forme un

contraste prononcé avec le vert des plantations environnantes. D'après les renseignements fournis par l'administration compétente, celle des Ponts-et-Chaussées, le choix de la couleur était exclusivement motivé par des considérations esthétiques. Des raisons techniques telles que l'exécution d'une protection anti-rouille étaient étrangères au choix de la couleur. Depuis plus de trente ans, la capitale a ainsi un pont rouge qui entre-temps est bien connu partout. S'il n'a pas la notoriété du Golden Gate Bridge, lui aussi de couleur rouge, la «Rout Bréck» fait aujourd'hui partie de notre ville et nous ne voudrions pas renoncer dans le paysage à cette belle et élégante ligne d'une construction à la fois hardie et harmonieuse.

Récemment on a jugé utile de compléter sa construction par un parapet pour empêcher qu'il n'exerce sur les désespérés et les naufragés de la vie une attirance fatale qui les inciterait à se jeter de ses hauteurs dans le vide.

Reste encore à évoquer le monument érigé près de l'entrée du pont à la mémoire de Robert Schuman, promoteur de la construction européenne. Œuvre de l'architecte Robert Lentz, il fut élevé à l'initiative du Conseil luxembourgeois du Mouvement européen et inauguré le 24 octobre 1966, en même temps que le pont Grande-Duchesse Charlotte.¹



imedia

Nous voyons donc que les forts Charles et Berlaumont, de par leur destination militaire, ont dû connaître un sort mouvementé aux temps de la forteresse. Bien des années ont passé avant que l'on ait trouvé pour leur emplacement des affectations appropriées et définitives. Mais nous pouvons nous féliciter des solutions réalisées, qui permettent une ouverture vers des horizons plus larges et qui, tout en embellissant notre ville, ont sensiblement amélioré notre qualité de vie.

Henri Beck

¹) Pour de plus amples détails concernant ce monument, il est renvoyé à l'article de Jean Probst «Les monuments du Limpertsberg» paru dans le numéro 18 de *Ons Stad*.

Den ale Kiirchbierg

Ein Ort mit
ländlichen
Wesenszügen

*„Um die Häuser
liegen die braunen
Äcker gebreitet, so
weit das Auge reicht,
und man hält es für
schier unglaublich, daß
diese ganzen
Ackerbreiten von den
paar
Menschen, die in
diesen verstreuten
Gehöften leben,
bestellt werden.“*

Batty Weber



Landwirt
Jean Kellner-Massard
Weimershof, 1938

(Photothèque de la Ville de Luxembourg)

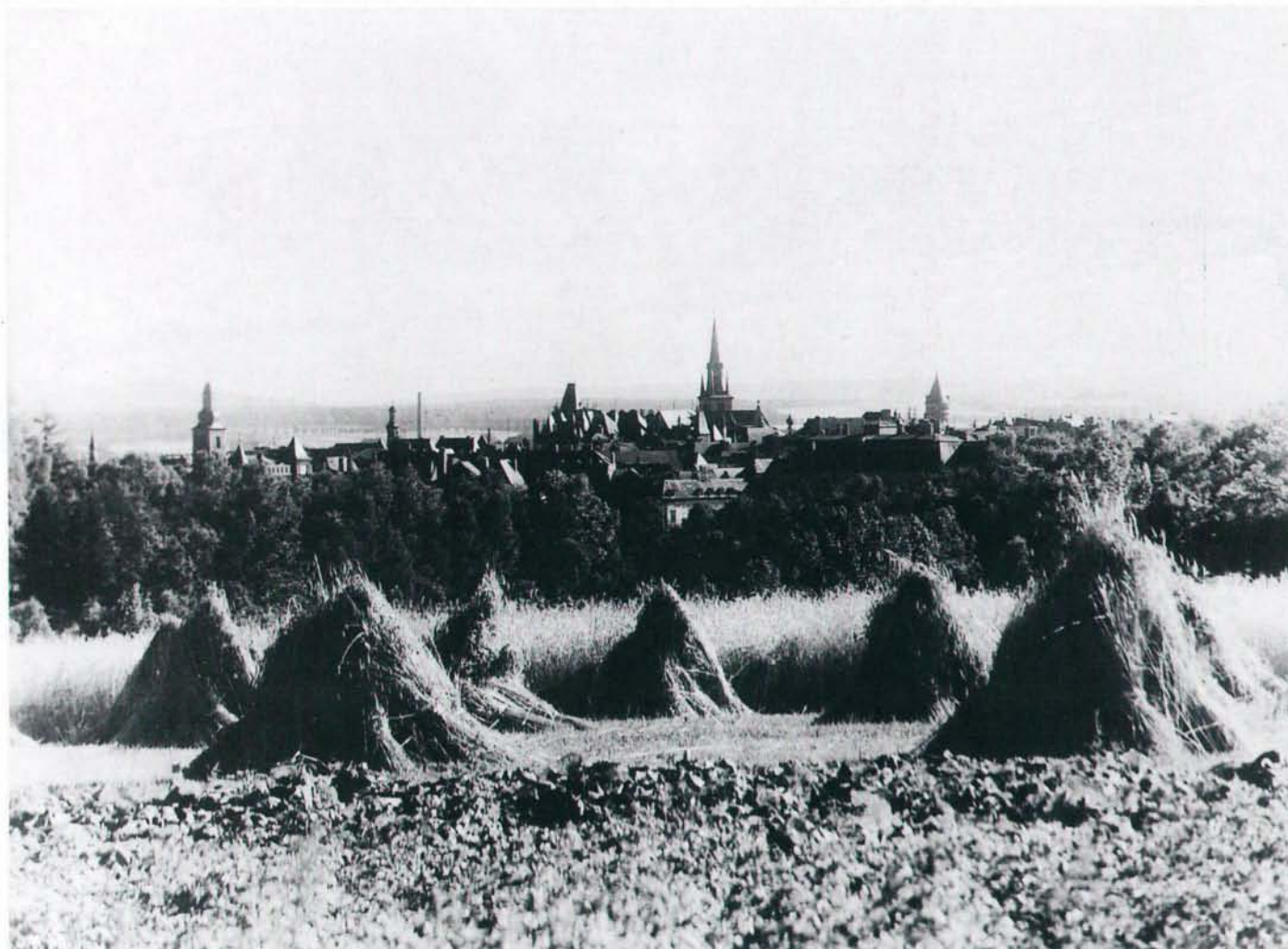
Kirchberg, am östlichen Rande der Hauptstadt Luxemburg gelegen, gehört katastermäßig zur Sektion Weimerskirch der früheren Gemeinde Eich. Darum haben die Anwohner aufwärts vom Martinsgrund Schwierigkeiten, sich abzugrenzen, da es keine „offizielle“ Grenze zum Kirchberg gibt, genau so wie die Ortschaft Mühlenbach keine Grenze zu ihrer Sektion Eich hat. Die Grenzen der Postämter bzw. Wahlbüros können hierbei keine Hilfestellung geben, da sie rein zweckgebunden sind, d.h. sie ändern mit der Bevölkerungszahl.

Obwohl Kirchberg 1222 erstmals urkundlich erwähnt wird, kann man eine frühere Besiedlung annehmen, da seine Lage unweit der Römerstraße Reims-Trier für die damalige Zeit eher günstig war. Von diesem Kiemwee, der um die Jahrhundertwende ein beliebtes Ausflugsziel der städtischen Spaziergänger war, wurde nicht viel in unsere Zeit gerettet. Dabei konnte im Jahre 1900 Nic. van Werveke in einem Vortrag über unser Straßenwesen vor dem Touring-Club erklären: „Qui de nous ne connaît pas le Kiem du Grunewald, ce reste admirable d'une voirie bien

supérieure à la nôtre! ... Elle est tellement bien conservée sur toute l'étendue du plateau jusqu'à l'endroit où elle quitte la forêt qu'on peut hardiment considérer cette partie de la route comme une des mieux conservées des Gaules.“¹

Die Bezeichnung Kirchberg wurde demnach bereits gebraucht, bevor die Ortschaft eine Kirche ihr eigen nennen konnte. Da die Neudorfer, die ebenfalls zur Pfarrei Weimerskirch gehörten, lange Zeit keine Kirche besaßen, mußten sie, um sonntags zum Hochamt nach Weimerskirch zu gelangen, über den Berg, der zwischen beiden Ortschaften lag, steigen, um die Pfarrkirche zu erreichen; so wurde der „Berg zur Kirche“ zum „Kirchberg“.

Eine „Kirche“ erhielt die Ortschaft erst 1849 in Form eines Oratoriums im Saale der damaligen Schule in der *Rue des Cigales*. Kirchen werden gewöhnlich erbaut, wenn die Zahl der Gläubigen zunimmt und die Schaffung eines Gotteshauses sich aufdrängt. Aber manchmal war es auch die Not der Zeit. Das große Sterben der vierziger Jahre mit der Cholera² und ihren Folgen führte die Kirchberger zusammen, und sie



gelobten, ein Heiligtum zu Ehren der Gottesmutter zu errichten. Von dieser Stunde an ließ die Seuche nach. Dieses Gelübde wird bis zum heutigen Tag durch eine Bittprozession am Pfingstsonntag eingelöst.

Es sei erwähnt, daß die Baugelder der 1875 erbauten Kapelle von den Einwohnern allein aufgebracht wurden, da die Eicher Gemeinde den Bau als Privatkapelle betrachtete und deshalb jede Beteiligung ablehnte.

Verwalter der Kapelle war von Amts wegen der Vikar von Weimerskirch. Als eigene Verwalter fungierten aber J.-P. Henricy († 1961) von 1940-52; W. Erpelding († 1988) von 1952-59; Fr. Kauffmann († 1969) von 1959-62; Fr. Raas († 1991) von 1962-67; Fr. Reckinger von 1967-69 und P. Heinen († 1980) von 1969-80.

Einen Einblick in die berufliche Zusammensetzung der Bevölkerung vermitteln zwei Dokumente aus den Jahren 1906 und 1941³. Während dieser Periode schwankte die Bevölkerungszahl zwischen 600 und 700 Einheiten, die Anzahl der bewohnten Häuser stieg von 104 auf 126.

Eine Gruppierung der Berufe um die Jahrhundertwende vermeldet uns: Landwirtschaft 23 (34%), Handwerk 23 (34%), Handel 13 (19%), Beamte und Angestellte 20 (6%), Rentner und Eigentümer 4 (6%); d.h. 67 Einwohner waren offiziell berufstätig.

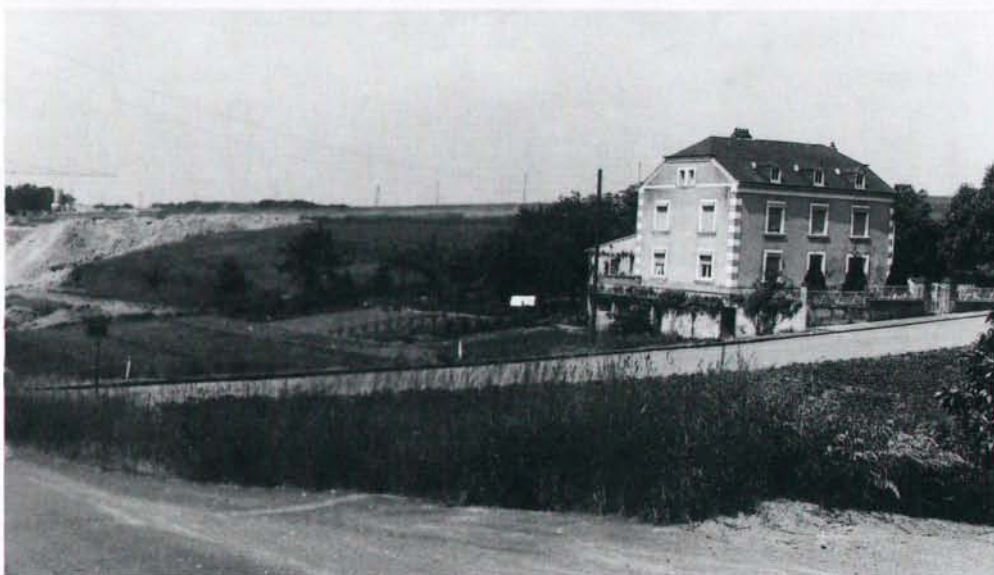
Etwa vierzig Jahre später ergab sich folgendes Bild: Landwirtschaft 43 (16%), Handwerk 72 (27%), Handel 12 (5%), Beamte und Angestellte 20 (8%), Rentner und Eigentümer 32 (12%), Arbeiter 59 (22%) und Gehilfen 27 (10%); d.h. 265 Bewohner übten eine berufliche Tätigkeit aus.

Bei einem Vergleich fällt auf, daß in besagtem Zeitraum prozentual gesehen

- viermal mehr Personen berufstätig waren,
- die Landwirtschaft um die Hälfte zurückging,
- die Handwerker leicht abnahmen,
- die Handelsleute stark abfielen,
- die Beamten und Angestellten stagnierten,
- die Rentner zunahmen,
- die Arbeiter und Gehilfen als ganz neue Komponente mächtig einstiegen.

Trotz dieser großer Mutationen binnen vierzig Jahren verblieb Kirchberg ein Ort mit ländlichen Wesenszügen. Neben den landwirtschaftlichen Betrieben waren einige Gastwirte und mehrere Handwerker, aber kein Bäcker und Metzger ansässig. Nahe der Stadt gelegen wurde das Ackerland immer mehr zu gärtnerischen Zwecken genutzt, um den Wochenmarkt in der Oberstadt zu beliefern. Es bestand aber auch ein täglicher Kundendienst zur Stadt mit frischer Milch; hierbei fanden Anno dazumal auch Hundegespanne Verwendung.

Bevor die Äcker im Frühjahr bestellt wurden, fuhren die Kirchberger während einiger Wochen mit Jauchefässern – im Folklore *Piff-fässer* genannt – die Kirchbergerstraße hinab und die Eicherbergstraße hinauf zur *Piffkaul* (Belle-Vue). Hier hatte die Stadt seit 1881 ein großes Depotoir angelegt, um die Fäkalien aufzunehmen, die bei den Gärtnern und Bauern als Naturdünger guten Absatz fanden. Pro Faß mußte eine Gebühr entrichtet werden. Als dieser Dünger aber mit der allmählich aufkommenden Wasserspülung immer dünner wurde, soll bei der



Photothèque de la Ville de Luxembourg

1962

Festlegung des Preises gelegentlich die „Fingerprobe“ hergehalten haben.

Kirchberg war von der Hauptstadt getrennt durch das Alzettetal. So war der Gang nach Luxemburg, in einer Zeit, wo Personenwagen noch respektvoll *Luxmaschinnen* genannt wurden, recht beschwerlich. Wenn auch der kürzere Weg über Siechenhof, Pfaffenthal und Fischmarkt führte, so wählte man gewöhnlich den Fußweg nach Eich, um dann mit der Tram die Oberstadt bzw. den Hauptbahnhof zu erreichen.

Daß die Kirchberger unter diesen Umständen immer wieder einen Straßenbahnan-schluß forderten, ist mehr als verständlich. Finanzielle Überlegungen zum einen und die schwierige topographische Lage des Stadtteils zum andern ließen, so hieß es, den Bau einer solchen Linie als technisch und wirtschaftlich nicht ratsam erscheinen.

Aus dieser Zwickmühle fanden unsere Gemeindeväter einen eigenartigen Kompromiß: Die Gemeindeverwaltung vergab die Konzession für den Betrieb der Linie Luxemburg/Bahnhof-

Kirchberg an einen privaten Busunternehmer (Gebrüder Feider). Nicht ohne Absicht verstand es der Kirchberger Interessenverein, die Eröffnungsfeierlichkeiten ganz im Stile der offiziellen Stadtluxemburger Linien zu gestalten. Die Fahrzeit betrug dreißig Minuten. Wochentags fanden täglich zwei Fahrten statt, an Markttagen und sonntags sogar vier. Die Tarife waren den städtischen angepaßt, jedoch durfte die Mindestgebühr nicht unter jener einer gleich langen städtischen Linie liegen. Zudem war der Bus genötigt, auf dem Streckenabschnitt Bahnhof-Eich ausschließlich an eigens eingerichteten Haltestellen anzuhalten (*Pôle Nord* und *Großgasse*).

Nach dem Einmarsch der Deutschen im Mai 1940 fand auch die Geschichte des Busbetriebes Feider ein abruptes Ende. Da die Fahrzeuge von der Regierung requiriert worden waren, konnte die Kirchberger Linie nach dem 10. Mai nicht mehr betrieben werden.

Im Februar 1946 plante der Transportaus-schuß, diese Linie wieder ins Leben zu rufen. Obwohl eine Submission ausgeschrieben wurde, übernahm die Stadt ab 15. März die Strecke

Theaterplatz-Eich-Weimerskirch-Kirchberg selbst; 1962 wurde daraus die Linie 17.⁴

Kirchberg kann als eine der wenigen Ortschaften des Landes ein aus dem *Centenaire 1939* stammendes Unabhängigkeitsdenkmal vorzeigen. Es ist dies eine aus Naturstein bestehende halbkreisförmige Anlage neben der Kapelle.

Kurz nach dem Einmarsch der Deutschen im Jahre 1940 verschwanden das bronzene Wappen, die bronzene Erinnerungstafel sowie die eingemauerte Urkunde. So blieb das Monument während der ganzen Besatzungszeit „entblößt“ liegen, ohne daß sich die Zivilverwaltung irgendwie dafür interessierte. Nach der Befreiung tauchten die Erinnerungsstücke wieder auf und fanden ihren alten Platz anlässlich einer kleinen Gedenkfeier wieder.⁵

Durch ein Spezialgesetz vom 7. August 1961 wurde ein 350 Hektar umfassendes Gebiet auf dem Kirchberger Plateau vom Staate durch Enteignung aufgekauft. Die Expropriationen wurden damals von der einheimischen Bevölkerung als Affront und staatliche Willkür



imedia

empfinden. Früher wurde die Enteignungsprozedur nämlich nur zum Bau von Straßen, Schulen und sonstigen öffentlichen Gebäuden angewandt. Nun aber wurde ein riesiges Areal „beschlagnahmt“, obwohl höchstens 70 Hektar für öffentliche Zwecke benötigt wurden. Unter dem Vorwand des Kampfes gegen private Spekulanten wurde der Staat selbst zum Großmakler. Denn wie war es sonst zu verstehen, daß ein Kirchberger Bauer eine Hektarfläche opfern mußte für einen Preis – es waren 330.000 Franken –, der ihm vielleicht erlaubte, von einem Merler Bauerkollegen einen Bauzipfel von knapp 3 Ar zu erhandeln. Über diese Konfiskationen waren die Eigentümer daher äußerst aufgebracht. Die sich über zehn Jahre hinziehenden Verwaltungsprozeduren, die von den Betroffenen als schikanös empfunden wurden, hinterließen viel Ärger und Verbitterung. Es wundert deshalb nicht, daß Professor Marcel Engel in diesem Umfeld orakelte: „Die freundliche Natur, die seit jeher in die graue Felsenstadt hineinlächelte, wird ein Opfer des Mordbeils. Baumfällern werden Schritt für Schritt die Betonleute

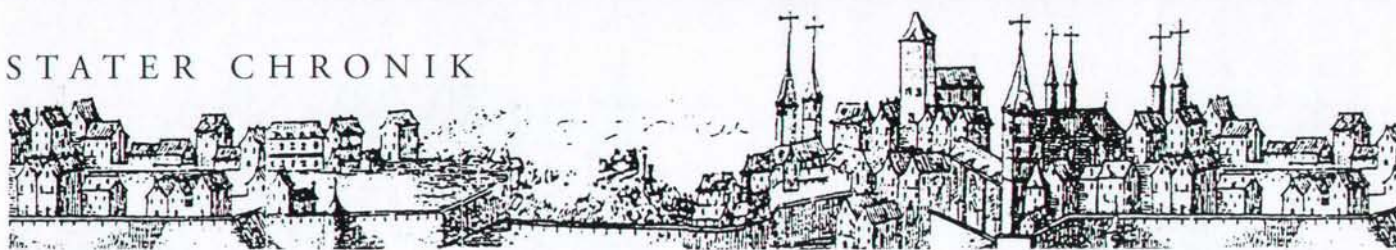


folgen. Gräßliche Gleichmacherei wird ihr Werk sein. Der Teerteufel lacht. Der Gott Pan muß in tiefere Wälder zurückweichen“.⁶

Joseph Sinner

Bibliographie

- ¹⁾ „Kiem auf Kirchberg“ von Michel Lampers (Luxemburger Wort 29.8.1981);
- ²⁾ Baugeschichte der Stadt und Festung Luxemburg, J.P. Koltz; Bd III, 1951, S. 72;
- ³⁾ Adreßbuch 1905/1906 des gesamten Großherzogtums Luxemburg von Gustav Leib, 1906. – Ortschaftsverzeichnis für Luxemburg vom Chef der Zivilverwaltung in Luxemburg, 1941;
- ⁴⁾ „De Stater Tram 1875-1993“, Herausgeber Stadt Luxemburg, 1993;
- ⁵⁾ Télécra Nr 25/1985, Beitrag von Léon Blasen;
- ⁶⁾ d'Letzeburger Land vom 27. April 1962.



Zum Gedenken Emile Krieps †



Am vergangenen 30. September verstarb der liberale Politiker Emile Krieps im Alter von 79 Jahren. Emile Krieps wurde am 4. Januar 1920 in Differdingen geboren. Nach seinen Studien an der Lehrernormalschule erhielt er seine erste Anstellung in Derenbach bei Wiltz. Seine Laufbahn als junger Schulmeister fand am 19. November 1941 ein jähes Ende, als er unter dem Verdacht der Mitgliedschaft in der Resistenzbewegung LPL von der Gestapo verhaftet und nach seiner Vernehmung für sechs Monate ins KZ Hinzert verschleppt wurde. Nachdem er seine Haftzeit verbüßt hatte, trat der inzwischen arbeitslos gewordene Lehrer der Widerstandsgruppe *Pi-Men* (*Patriotes indépendants*) bei. Kurz darauf floh er nach Frankreich und dann über die Pyrenäen nach Spanien, von wo er schließlich via Portugal im Juni 1943 England erreichte. Mit der Zustimmung der Londoner Exilregierung engagierte Emile Krieps sich alsdann in der belgischen Armee, wo er zum Fallschirmspringer und zum Geheimagenten ausgebildet wurde.

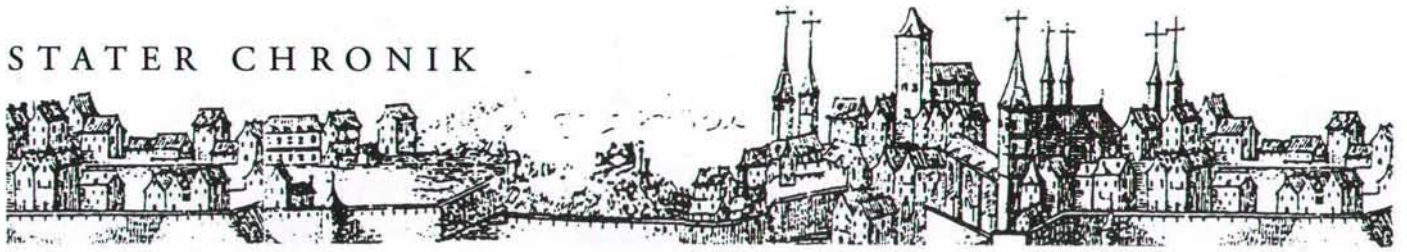
Nach der Befreiung trat der inzwischen zum Leutnant beförderte verdienstvolle Widerstandskämpfer in die neugegründete Luxemburger Armee ein, wo er u.a. von 1960-1967 Direktor der technischen Dienste und Kommandant von Capellen war. Mit der Abschaffung des obligatorischen Militärdienstes Ende 1967 verließ auch Emile Krieps die Armee im Grad eines *Lieutenant-Colonel*, um eine politische Laufbahn in den Reihen der Demokratischen Partei einzuschlagen, an deren Aufbau er maßgeblich beteiligt war. Bereits 1969 wurde er als liberaler Abgeordneter ins Parlament gewählt, und knapp zwei Jahre später als Staatssekretär im Innenministerium in die damalige Regierung Werner-Schaus berufen. Von 1974 bis 1979 amtierte Emile Krieps alsdann in der sozial-liberalen Koalition unter dem neuen Premier Gaston Thorn u.a. als Gesundheits- und Armeeminister, und diese Ressorts übernahm er auch wieder von 1979-1984 in der nachfolgenden Werner-Regierung. Danach drückte Emile Krieps als liberaler Abgeordneter zehn Jahre lang die Oppositionsbank, und ab 1987 war er auch wieder Mitglied des hauptstädtischen Gemeinderates, dem er bereits von 1970 bis 1971 angehört hatte. Anfang 1990 demissionierte er im Stadtrat zugunsten von Guy Mandres, und 1994 zog er sich dann auch aus der nationalen Politik zurück.

Dr. Guy Mandres †



Im Alter von nur 59 Jahren verstarb am vergangenen 7. August der bekannte Chirurg und hauptstädtische Stadtrat Dr. Guy Mandres an seinem Ferienort in Südfrankreich an Herzversagen. Guy Mandres wurde am 30. Dezember 1938 in Luxemburg geboren. Nach seinem Medizinstudium arbeitete er ab Mai 1971 bis zu seinem Tod als Chirurg in der hauptstädtischen Zitha-Klinik, wo er zusammen mit anderen engagierten Fachärzten die sogenannte „chirurgische Gruppe“ gründete, ein Team, das in den frühen siebziger Jahren neue medizinische und therapeutische Maßstäbe setzte und einen hervorragenden Ruf genoß. Von 1974 bis 1992 war Guy Mandres auch im Vorstand der Luxemburger Ärztevereinigung tätig.

Die lokalpolitische Laufbahn von Dr. Mandres begann im Januar 1990, als er im Luxemburger Gemeinderat in den Reihen der Demokratischen Partei die Nachfolge von Emile Krieps antrat. Bei den Kommunalwahlen von 1993 wurde der beliebte und engagierte Arzt dann vom Wähler in seinem neuen Amt bestätigt. Guy Mandres war zudem Vizepräsident der DP-Sektion Cents-Hamm-Clausen-Grund-Neudorf, Mitglied des Bezirksvorstandes Zentrum sowie der Parteileitung der DP.



Der Präsident der Republik Indien auf Staatsvisite in Luxemburg

Am 15. und 16. September 1998 war der indische Präsident Kocharil Raman Narayanan in Begleitung seiner Gattin im Rahmen einer zweitägigen, offiziellen Staatsvisite zu Gast in unserem Lande. Bei dieser Gelegenheit hatte die Stadtverwaltung am ersten Besuchstag auch zu einem offiziellen Empfang ins Cercle-Gebäude geladen, wo die hohen Gäste zusammen mit dem großherzoglichen Paar von Bürgermeisterin Lydie Würth-Polfer herzlich willkommen geheißen wurden. Nachdem die Bürgermeisterin und der indische Präsident im Beisein zahlreicher Ehrengäste die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Länder unterstrichen hatten, trugen die Besucher aus dem fernen Orient sich ins Goldene Buch der Stadt ein.

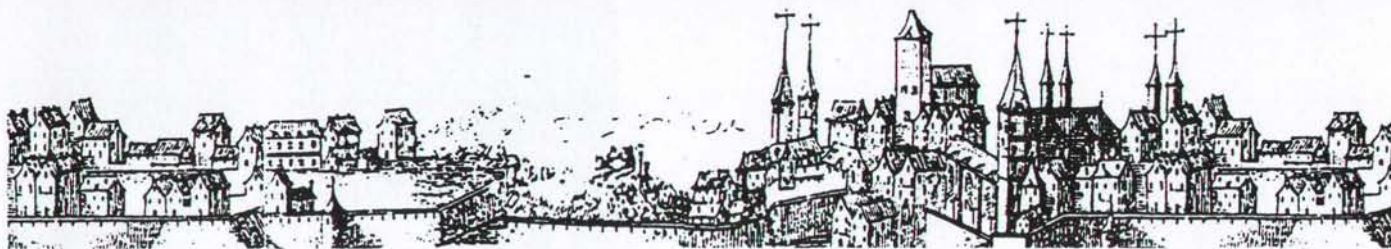
Rollingergrund: Erinnerungstafel an die „Siweburen“



Am 19. September wurde an der Kreuzung Rue de Rollingergrund und Rue de Kopstal im Beisein zahlreicher Ehrengäste vom lokalen Interessenverein eine Gedenktafel enthüllt, die an die alten *Wäschburen* erinnern soll. 232 Jahre lang, von 1736 bis 1968, hatten die *Siweburen* hier im *Schwaarzegrund* gestanden und waren dann schließlich während der Vergrößerungsarbeiten an dieser Kreuzung den Planierarbeiten zum Opfer gefallen. Auf der von Jean Boever entworfenen Tafel erkennt man die frühere „Wäscherei der Stadt“, die zahl-

reichen Generationen von Frauen aus dem Viertel ein regelmäßiges Einkommen sicherte. Denn nur noch wenige Vertreter der älteren Generation erinnern sich heute noch an diese Waschfrauen, die auf den Knien vor den *Buren* saßen und die Wäsche, die zuvor im „Bauchhaus“ gekocht worden war, schrubbten, klopfen und spülten, um

sie sodann auf der großen Wiese zu bleichen und zu trocknen. Daß die Frauen bei dieser schweren Arbeit zur Ablenkung Tag für Tag die ganze „Lokalchronik“ durchgingen, war damals eine Selbstverständlichkeit und ersparte so mancher Familie die tägliche Zeitungslektüre.



30 Jahre Stadtbibliothek

*„Saubere ausgerichtet stehen die
Buchreihen - die Bücher glänzen matt.
So viel Wissen, so viel Mühe,
so viel Liebe steckt darin.
Liebe des Autors
und Liebe des Lesers.“*

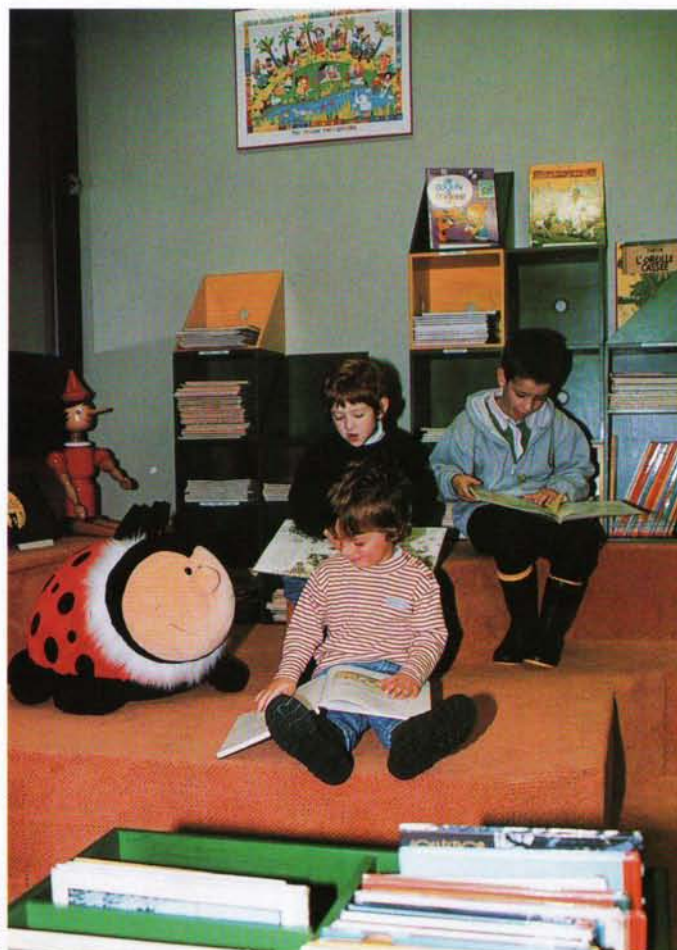


Dieses Zitat von Kurt Tucholsky gilt ganz sicher auch für die hauptstädtische Gemeindebibliothek, deren Geschichte 1968 eher bescheiden anfang, mit 5.000 Büchern in einem Gebäude neben dem damaligen Ciné Vox - der heutigen Cinémathèque - am Theaterplatz.

Die Luxemburger Stadtbücherei war von Anfang an eine sogenannte Freihandbibliothek, das heißt, die Besucher konnten, statt bloß in trockenen Katalogen zu blättern, nach Herzenslust in den Regalen herumstöbern und sich aus all den Büchern diejenigen herausuchen, die sie am meisten ansprachen.

Der Erfolg gab den Betreibern recht: Bereits 1979 wurden die Räumlichkeiten am Theaterplatz der Nachfrage und dem Bücherbestand von inzwischen 25.000 Bänden nicht mehr gerecht, und die Stadtbücherei zog an ihre neue Adresse in die erste Etage des Centre Emile Hamilius, wo sie sich auch heute noch befindet.

Bereits 1989, zum 20. Geburtstag, waren die Räumlichkeiten dort renoviert und durch einen speziellen Leseraum für Kinder und Jugendliche ergänzt worden. Dieses Jahr nun, zum 30. Wiegenfest, präsentiert sich die Bücherei noch moderner und kundenfreundlicher, mit ihren inzwischen 55.000 Bänden in deutscher, französischer, englischer und natürlich in luxemburgischer Sprache, die alle, mit Ausnahme der Enzyklopädien, ausgeliehen werden können.



Joëlle Millen

Aber auch die älteren Leserinnen und Leser genießen einen besonderen Service. Bereits seit 1987 unterhält die Stadtbibliothek eine Annexe in der Fondation Pescatore, es gibt zahlreiche Bände in augenfreundlichem Großdruck, zudem arbeitet das Personal eng mit dem hauptstädtischen Service Seniors zusammen, und alte, kranke und gehbehinderte Menschen bekommen ihre Lektüre sogar frei Haus geliefert.

Natürlich kommt man auch und gerade in einer modernen Bibliothek nicht am Computerzeitalter vorbei: So ist die Stadtbücherei an das SIBIL-Network angeschlossen, was allen interessierten Besuchern einen schnellen Zugriff auf andere Bestände, zum Beispiel auf die riesigen Dateien der Luxemburger Nationalbibliothek, erlaubt. Wer will, kann bei der Stadtbücherei aber auch spezielle Einkaufswünsche einreichen, zudem kann man sich Bücher, die gerade nicht da sind, reservieren lassen, oder man kann sich Listen mit Neuanschaffungen mit nach Hause nehmen.

Es ist übrigens kinderleicht, um in der Stadtbücherei Mitglied zu werden. Man braucht nur eine entsprechende Karte auszufüllen, und dann zahlt man für jedes ausgeliehene Buch bloß eine bescheidene Taxe von 10 Franken.

Adresse: Bibliothèque municipale
Centre Emile Hamilius
(1. Stockwerk)
51, Boulevard Royal
L-2449 Luxembourg
Tel.: 4796-2732
Fax: 220651

Öffnungszeiten:
Dienstags von 15-19 Uhr
Mittwochs von 10-12 und von 15-19 Uhr
Donnerstags von 15-19 Uhr
Freitags von 13-18 Uhr
Samstags von 15-17 Uhr
Montags ist geschlossen.

Das Künstlerehepaar Anne und Pit Weyer und das Theater in Luxemburg

Wer in Luxemburg Theaterpremieren besucht, ist den beiden irgendwann ganz sicher begegnet, dem Ehepaar Anne und Pit Weyer. Sie gehören seit über dreißig Jahren zur Theater- und Künstlerszene der Hauptstadt, und sie stellen ein Stück lebendiger Kulturgeschichte Luxemburgs dar, eng verbunden mit der Entwicklung einer eigenständigen Theaterproduktion hierzulande.

Beide haben ihr Leben lang als Künstlerehepaar eng zusammengearbeitet. Und wenn auch jeder der beiden seine künstlerische Eigenart und seine ihm eigene Domäne hat, so ist doch ihr Theaterschaffen ein gemeinsames über all die Jahre hinaus gewesen. Pit Weyer zeichnete Plakate und übte sich als Bühnenbildner, Anne Weyer entwarf und schneiderte eigenhändig Kostüme und Masken, nähte Patchwork für die Bühne und arbeitete an den Bühnenbildern mit.



Mit Jos Noerden (Kasematten, 1969)

Das Gesamtspektakel

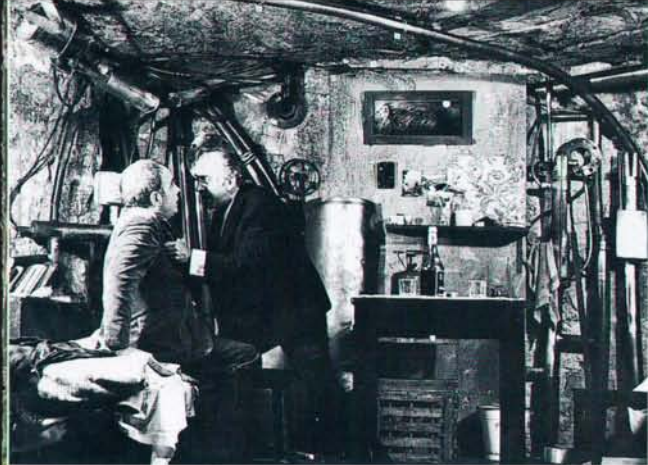
Alles hat an der Folkwangschule für Gestaltung in Essen angefangen, an der die beiden sich anfangs der sechziger Jahre über die gemeinsame künstlerische Arbeit kennenlernten. Pits Vater Lex war damals einer der wenigen in Luxemburg, die ihr Leben mit Gebrauchsgrafik verdienten. Pit Weyer sollte in die Fußstapfen des Vaters treten. Anne, aus dem Ruhrpott gebürtig, studierte dort freie Grafik. Schon an der Schule hatten die beiden 1963 zusammen an einem Offenbach-Festival mitgewirkt, bei dem Ballett, Theater, Musik, Bühnenbilder, Kostüme, Beleuchtung usw. zu einem Gesamterlebnis für die jungen Kunstschaaffenden wurde.

Aus Essen zurückgekehrt und nach ihrer Heirat im Jahre 1965 mischten die beiden sofort in der damaligen Szene mit.

Lex Weyer hatte jahrelang die Dekors für den jährlichen, stadt- und landbekannten ASSOSS-Ball gemalt – der skandalumwitterte Studentenmaskenball zu Halbfasten war nicht nur ein Treffpunkt der linken Studenten und ihrer Väter, sondern vor allem der Ort jährlicher Ausgelassenheit in der brav-sittamen Luxemburger Gesellschaft der Nachkriegsjahre.

Anne konnte sich dabei mit ihrer Vorliebe für Masken und Kostüme voll austoben, und Pit malte und bastelte die großflächigen, frech-witzigen Dekors für das Cercle-Gebäude, dessen bürgerlich-feierliche Steifheit jedes Jahr erneut und mit viel Aufwand in einen Ort verheißungsvoller Freude und Lust umgewandelt werden mußte. Es waren nacheinander der *Hippies' Bal*, *Op Art*, *Vampirs-Bal*, immer auch künstlerische Auseinandersetzungen mit lebendigen Tendenzen der Zeit. Es waren dies übrigens die letzten ASSOSS-Bälle, ehe der tierische Polit-ernst der endenden sechziger Jahre dem studentischen Halbfastenspek den Garaus machte.





Tun Deutsch und Fernand Fox
in „Die Emigranten“ (Kasematten, 1976)



Don Quichotte (T.O.L., 1980)



Amorphe d'Ottenburg (T.O.L., 1988)



Einstieg ins Theater

Mitte der sechziger Jahre unternahm Tun Deutsch den Versuch, das Theater in Luxemburg zu erneuern. Es sollte nun endlich auch hierzulande modernes Theater gespielt und produziert werden.

Bis dahin gab es außer der jährlichen Revue meist nur importierte Stücke im städtischen Haus, in dem sogenannten „großen Theater“, zuerst in der Kapuzinergasse, dann in dem neuen Haus am Rond-Point Schuman. Die Galas Karsenty mit dem Pariser Boulevard, hin und wieder ein Klassiker, einige Opern und Operetten zogen ein bürgerliches Publikum an, für welches Theater Vergnügen und mondäne Veranstaltung zugleich bedeutete. Bert Brecht hingegen zog höchstens zwanzig Zuschauer an.

Dagegen rebellierte Tun Deutsch mit einigen Freunden, die aus dem klassischen Spielbetrieb ausbrechen wollten. Sie suchten Stücke neuer Autoren: 1966 spielte das Kasemattentheater René de Obaldia, 1967 Beckett, 1968 Mrozek. Sie wollten Luxemburger Akteure und Regisseure, wie Jos Noerden und Georges Ourth, aus dem Ausland nach Luxemburg zur „Entwicklungshilfe“ holen, wollten jungen Luxemburgern eine Chance geben.

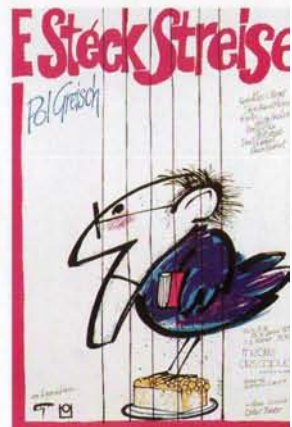
Die Kasematten als Ort der Aufführungen waren der Ausdruck dieses neuen Kunstwillens. Es war sicherlich eine originelle und starke Idee, das neue Theater in den engen, dunklen, unterirdischen Kammern im historischen Herz der Hauptstadt zu beheimaten, in die man über steile Treppen und dunkle Gänge gelangte. Anne und

Pit Weyer waren sofort bei diesem Wagnis dabei, mit Plakaten und Dekors. Sicherlich gab es dabei nicht viel zu verdienen. Es war meist brotlose Kunst, unter schwierigsten Bedingungen geschaffen. Anne und Pit erinnern sich: „Alles mußte man selbst in die Kasematten schleppen, jede Flasche Wasser, jeden Topf Farbe. Es war dumpf und feucht; die Farbe, die wir auf die Dekors pinselten, wollte nicht trocknen.“

Natürlich spielte das Kasemattentheater nicht nur in den Kasematten. 1967 schufen Anne und Pit Weyer die Dekors für Becketts *Fin de Partie* im großen Haus am Rond-Point Schuman.

Aber dieses Wagnis des Kasemattentheaters um Tun Deutsch hat maßgeblichen Anteil an dem daraus entstandenen professionellen Theater, das es heute in Luxemburg gibt. Es war eine große Chance für unser Land, daß fast zeitgleich Leute wie Marc Olinger und Philippe Noesen anfangen, in dieselbe Richtung zu arbeiten, vom offiziellen Kulturbetrieb unbeachtet.

Dann entstanden die Kabarettabende bei Jempi Sontag und danach bei Fernand Fox auf Limpertsberg: 1973 das Kabarettprogramm *Panoptikum*, 1974 *Mikroskop*, 1975 *Polyp-tikum*, 1977 *Kaotikum*, 1978 *Neurotikum*, 1979 *Fanatikum*, 1980 *Narkotikum*, dazwischen Mars Klein mit *Klein aber Bürger* (1980) und *Nicht-kleinzukriegen*, bei denen Pit die Plakate und Dekors entwarf.



Lumpenbarock

Dann haben die beiden Weyers an den unvergeßlichen Theaterproduktionen auf Drei Eichen mitgewirkt, wo der TOL (*Théâtre Ouvert Luxembourg*) von Marc Olinger *Don Quichotte* (1980), *Candide* (1981) und *Capitaine Fracasse* (1984) aufführte. Hier mußten schon mal 12 Akteure für 60 Rollen ausstaffiert werden, und das mit möglichst geringem Kostenaufwand. Daraus entwickelte sich das Maskenmachen, und Kostüme wurden aus alten Kleidern und allerhand gesammeltem Brimborium hergestellt, eine Art „Lumpenbarock“. Es war zwar billig im Material, aber der Zeit- und Arbeitsaufwand war groß. Ab 1975 arbeiteten Anne und Pit Weyer auch für das *Théâtre du Centaure* mit Philippe Noesen und Marja-Leena Junker im *Dierfgen* zusammen. Auch im *Théâtre des Capucins* waren sie von 1985 mit dabei. „Manchmal,“ sagen sie, „haben wir für alle gleichzeitig gearbeitet, ein verrückter Rhythmus.“

Das dauerte insgesamt über dreißig Jahre lang, eine lange Zeit, während der sie an dieser Entwicklung aktiv teilhaben, in die sie ihre Arbeit investiert und im Laufe derer sie ihre Kunst ausgelebt haben, ohne Scheuklappen, für jeden neuen Versuch zu haben und einzuspannen.

Was die beiden denn dazu getrieben hat? „Es war vor allem die Begeisterung, mit so vielen begabten einheimischen und internationalen Leuten zusammenzuarbeiten. Die finanzielle Armut aller Theatergruppen damals machte uns erfinderisch, und wir hatten eine Art „Komplizität“. Jetzt ist mehr Geld da, alles ist fast professionell; das ergibt hohe Qualität, aber dieser „Wohlstand“ hat viel Engagement zerstört.“

Anne hat eine Vorliebe für Masken: Collagenmasken als Dekoration, Masken auf Hüten zum Feiern, besonders aber Masken zum Theaterspielen. Da hat sie einen eigenen Stil entwickelt und unzählige Kindertheater damit bestückt. Obwohl sie 10 Bücher illustrieren konnte, empfand sie dies Theaterschaffen oft als Verzettelung. Jetzt will sie sich mehr ihren Zeichnungen und Collagen widmen, die alle irgendwie mit Theater zu tun haben.



Rhinocéros (Capucins, 1990)

Übrigens sagt Pit: „Daß in Luxemburg so viele Theaterplakate verwirklicht wurden, können wir den kleinen Theatergruppen verdanken, die trotz ihrer finanziellen Schwierigkeiten immer Wert darauf legten, der Produktion entsprechende Plakate zu machen. Damit es billiger wurde, haben wir die verschiedenen Farbauszüge selbst im Lino geschnitten, nichts Kompliziertes, einfacher Stil. Aber das sind wohl die besten Plakate, die ich gemacht habe.“

Ihre künstlerische Tätigkeit kann nicht getrennt werden von ihrer Nähe zum Theater und zum Fest insgesamt. Denn Anne und Pit Weyer haben nicht nur für das Theater gearbeitet, sie haben Portale für die Schobermesse entworfen und hergestellt, haben Fassaden und Wände für die bekannten Dancings auf dem Glacis gemalt. Die berufliche und die außerberufliche Arbeit der beiden ist untrennbar, und sicherlich hat die Starrköpfigkeit, mit der Pit Weyer heute die Computergrafik ablehnt, mit dem Anspruch des Künstlers zu tun, allein seine Gebrauchskunst mit allen möglichen Materialien zu gestalten. Lächelnd sagt er: „Ich bin ein Grafikerauslaufmodell.“

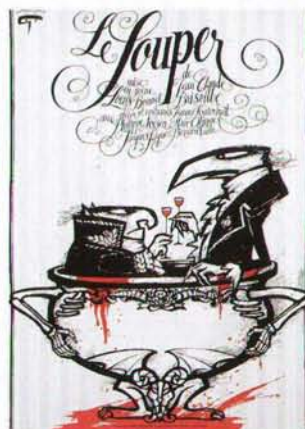
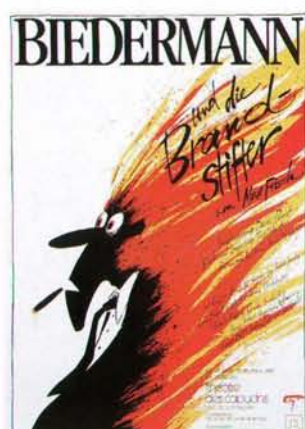
140 Plakate

Etwa 140 Plakate hat Pit Weyer ab 1966 bis heute entworfen. Er betont den Einfluß der polnischen Grafik jener Jahre auf seine Kunst: „Eine starke Grafik mit figurativen Themen. Ich habe in meinen Plakaten immer mehr als nur eine Illustration des Stückes gesehen, ich wollte eine surreale Dimension mit hineinbringen.“ Er entwirft das Plakat aufgrund des Stückes, ohne mit dem Regisseur Rücksprache zu nehmen. Nur selten, wenn das Stück ihn nicht inspiriert, diskutiert er mit ihm. „Es ist immer spannend, bei der Erstaufführung festzustellen, ob das Plakat zur Inszenierung paßt.“

So hat Pit Weyer sich dann auch zu dem aktivsten und fruchtbarsten Luxemburger Theatergrafiker entwickelt. Es sind dies seine Lieblingsaufträge, die er nicht missen möchte. Und er ist noch lange nicht am Ende, wiederholt sich nicht. Seine Plakate des Jahres 1998 z.B. für den Brecht-Abend oder für *La Traversée de l'Hiver* von Yasmina Reza im Kapuzinertheater zeugen von der Vielfalt seiner Ausdrucksmöglichkeiten.

Am interessantesten war es immer für Anne und Pit, wenn sie – was oft vorkam –, eine Produktion in ihrer Gesamtheit gestalten konnten: von Plakat und Dekors über die Kostüme und Masken bis hin zu den Programmillustrationen. Eine starke Künstlergemeinschaft, dieses Ehepaar Anne und Pit Weyer, das dem Luxemburger Theaterbetrieb viel gegeben hat!

Ben Fayot





Galgentoni (Kasematten, 1996)



imedia



Was bedeuten die Straßennamen der Stadt?

Rost (Rue du)

Sie führt in der Verlängerung der Rue de l'Eau um die hintere Front des großherzoglichen Palais herum und mündet in die Rue de la Boucherie.

Genannt „auf dem Rost“ zur Besatzungszeit, heute nur einfach „Rost“ „Rouscht“, ist die Straße wohl eine der ältesten der Stadt. J.-P. Biermann (*Notices sur la Ville de Luxembourg*) zufolge hat sie zu jenem Straßennetz gehört, welches sich innerhalb der von Graf Giselbert (1047-1056) erweiterten Festungsmauer befand. Im Mittelalter trug sie den Namen Bänderstraße, denn hier sollen die Fußbinder gewohnt haben. Auch befand sich an der Stelle, wo der Rost in die *Fleschirgaass* mündet, zeitweilig der Salzstapel.

Der Name „Rost“, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts auftaucht, gab den Historikern so manches Rätsel auf. Nikolaus Van Werweke (*Kulturgeschichte des Luxemburger Landes*, Bd. III) und Jos. Hess (*Bei eis dobeem, dëst an dat*, RTL-Edition) geben folgende Erklärung: Auf dem Platz des heutigen Kammergebäudes stand die um 1790 abgetragene St.-Nikolauskirche, umgeben von einem Friedhof. Durch die Vergrößerung des Gotteshauses mußte eine Anzahl von Gräbern geopfert werden, und somit wurde auch eine Erweiterung des Friedhofs notwendig. Flächenmäßig erstreckte er sich bis zum untersten Teil des großherzoglichen Palastes. Nun waren aber die Friedhöfe nicht wie heute von schützenden Mauern umgeben oder durch Tore und Gitter gesichert, denn dazu war das Eisen damals viel zu teuer. So geschah es allzu häufig, daß das Vieh, Schweine und Hühner, in den Kirchhofbereich eindrang und dort Schäden an den Gräbern anrichtete. Um diesem Mißstand abzuwehren, schuf man Gräben, die mit Eisenstangen in Form eines Gitters abgedeckt wurden; dieses Gitter, das an einen Rost erinnerte, sollte den Eingang des Friedhofs schützen.

So hat sich dieser Platz hinter dem Palais, der frühere *Nikloskirfecht*, bis heute seinen Namen *Um Rouscht* bewahrt. Auffällige Häuser, die hier noch standen, sind im Zuge der Urbanisierung abgetragen worden. Erhalten geblieben ist das geschmackvoll restaurierte Gebäude mit den schlanken Treppentürmen und der schmucke Ziehbrunnen. Um ihn herum

lassen sich bei gutem Wetter die Leute zu einer Rast bei einem erfrischenden Trunk nieder.

Ebenso fand die Statue des hl. Nepomuk, gebührend renoviert, ihren angestammten Platz am „Ilôt du Rost“ wieder. In diesem Zusammenhang sei auf den Beitrag in *Ons Stad* Nr. 50 verwiesen: „*De Bommenzinnas as erëm um Rouscht.*“

Rotonde (Rue de la)

Diese kleine Straße in Bonneweg, gelegen zwischen der Rue Pierre Hentges und der Rue des Romains, verbindet die Rue de Bonnevoie mit der Rue des Romains.

Benannt ist sie nach den beiden Rundbauten, die 1875 als Lokomotivschuppen der Eisenbahn errichtet wurden. Da mit der Schleifung der Festungsanlagen die Auflage wegfiel, im Bahnhofsareal mit Holz zu bauen, wurde es möglich, unter Verwendung von Eisengerüsten und Glas, weite, lichtdurchflutete Hallen zu errichten. Die beiden Rotunden mit ihrer kreisförmigen Anlage, mit den großen, segmentierten Fenstern und der von einer Trommel gekrönten Kuppel, haben jene typischen neoklassizistischen Merkmale, die die Architektur der Epoche kennzeichnen. Demzufolge sind sie auch 1991 zu einem *monument historique classé* erklärt worden. Als 1907 im Zuge der Erweiterung der Bahnhofsanlagen anderswo ein neuer Eisenbahnschuppen errichtet wurde, entfernte man die meisten Lokomotiven aus den Rotunden, sehr zur Erleichterung der Anwohner, deren Lebensqualität durch das zischende Geräusch, den Qualm und den Rauch sehr beeinträchtigt war. Heute, wo sie lediglich der Instandhaltung des Materials dienen, fehlt es nicht an Stimmen, die verlangen, die in ihrer Originalität einmaligen Konstruktionen zu erhalten und sie zu einem Ort kultureller, künstlerischer oder sportlicher Aktivitäten umzugestalten.

Royal (Boulevard)

Von der Côte d'Eich ausgehend führt er in einem Bogen zur Place de Bruxelles und zur Adolfsbrücke.

Mit der Schleifung der Festung begann die Stadt, sich vor allem nach Westen hin zu öffnen. Ein Bebauungsplan von 1868 sah die Schaffung von neuen Straßenzügen vor. So entstand in den Jahren 1871-1873 diese Ringstraße auf dem großen Festungsgraben der Frontebene, ausgehend von der Bastion Berlaumont (Côte d'Eich), die Bastionen Marie und Camus durchschneidend bis hin zur Bastion Jost (Avenue Marie-Thérèse).

Ihren Namen erhielt sie durch einen Beschluß des Gemeinderates vom 21. Juli 1877, der 1925 bestätigt wurde. Auf alten Plänen findet sich noch die Bezeichnung *Boulevard du Roi*. Gemeint war damit König-Großherzog Wilhelm III. der Niederlande. Im Laufe der Jahre entwickelte sich der Boulevard Royal zu einer der schönsten Straßen der Stadt. Elegante Villen verschiedener Baustile und Privathäuser mit gepflegten Gärten säumten sie. Auf dem Schulhof der Aldringenschule tummelten sich die Kinder. Der Verkehrslärm dürfte in den ersten Jahren den Unterricht noch nicht gestört haben, höchstens vielleicht das Fauchen und Zischen des *Charly*, der mit Dampf getriebenen Vizinalbahn nach Echternach, die den unteren Teil des Boulevard durchfuhr. An diese Bilder vergangener Tage erinnert heute nichts mehr, denn von dem ursprünglichen Charakter und dem Charme dieses Boulevards ist kaum etwas geblieben. Die Entwicklung Luxemburgs zu einem Bankensektor hat auch das neue Gesicht des Boulevard Royal geprägt. Die alten Bürgerhäuser sind der Computerarchitektur der Beton- und Glaspaläste gewichen und der zunehmende Verkehr hat die früher baumbestandene Allee in eine Autobahn verwandelt.

Der Boulevard Royal um 1905



Trésors du Musée Pescatore

Au numéro 12 de *Ons Stad* nous vous avons présenté „La Rivière gelée avec patineurs”, une oeuvre de l'artiste Adrien Schelfhout. Le peintre est né en 1787 à La Haye où il est mort en 1870.

Les paysages d'hiver ont toujours été très appréciés en Hollande. Ne font-ils pas partie de la vie quotidienne? C'est pourquoi ce sujet a passionné de nombreux peintres comme Brueghel, Avercamp ou encore Ruysdaël. Encore de nos jours, par grand froid, les Hollandais se retrouvent sur les canaux et les rivières gelés pour patiner ou tout simplement pour rencontrer d'autres gens et leur parler. On organise des

concours de patinage ainsi que des courses reliant parfois plusieurs villes. Il n'est donc pas étonnant que plus d'un artiste ait essayé de reproduire les divertissements de la population sur les rivières gelées. L'un des plus grands peintres à avoir su reproduire par excellence l'atmosphère des jours hivernaux en Hollande est certainement Adrien Schelfhout, un grand paysagiste qui était en même temps chef du romantisme en Hollande. Mais il était moins habile à peindre des personnages. Cette tâche il aimait la laisser souvent à d'autres peintres comme par exemple à Charles Leickert.



Charles Leickert

(né le 22 septembre 1817 à Bruxelles et mort à Mayence en décembre 1907)

Le nom complet de ce peintre est Charles-Henri-Joseph Leickert. Cet artiste belge travaillant en Hollande est connu comme peintre de paysages, de vues de villes et de marines.

Leickert fut l'élève de J.B. van Hove, de W. Nuyen à La Haye et d'Adrien Schelfhout. Vers 1840 il a parcouru la Belgique et l'Allemagne avec ses amis Arends et Rochussen. De 1856-1857 il s'est arrêté à Bruxelles. Ses tableaux se trouvent dans de nombreux musées comme à Courtrai.

Le thème de l'hiver lui a inspiré un certain nombre de représentations typiques. Très souvent l'élève de Schelfhout reprend les thèmes de son maître. Mais sa technique est beaucoup moins spontanée. Tout comme Schelfhout il place l'action et l'anecdote en avant-plan alors que l'arrière-plan se

perd dans de lointains réels et bien exacts qui opposent une frontière à l'infini de l'espace sous un ciel couvert de nuages bien plus menaçants que chez son maître. Les patineurs s'adonnent à leurs occupations. D'aucuns s'arrêtent pour bavarder et ne semblent pas touchés par l'atmosphère glacée et la rigueur de l'hiver encore accentuées par le bleu de la glace. Leickert utilise des tons plus forts que son maître tout comme un éclairage plus froid, jouant sur la blancheur de la neige et les teintes sombres de la glace.

Cette huile sur bois est datée de 1884 et signée. Elle fait partie de la collection Lippmann.

Georgette Bisdorff

